

Hochschule Neubrandenburg

University of Applied Sciences

Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung

BACHELORARBEIT

zur

Erlangung des akademischen Grades

Bachelor of Arts (B.A.)

Stigma oder Chance - Sozialisation im Heimkontext

**Wie kann Heimerziehung die sozialisationsbedingte
Fehlentwicklung bei jungen Menschen korrigieren und ihnen
die Handlungskompetenzen für ein selbstbestimmtes Leben
vermitteln?**

vorgelegt von

Anna Kolesárová

Studiengang Soziale Arbeit

Sommersemester 2020

urn:nbn:de:gbv:519-thesis2020-0559-7

Erstprüfer: Prof. Dr. Werner Freigang

Zweitprüfer: Dipl.-Soz.päd. Angela Weging

Inhaltsverzeichnis

Einführung	1
1. Sozialisationsprozesse als Wechselspiel zwischen Mensch und Gesellschaft ... 3	
1.1 Sozialisationsverwandte Begriffe.....	4
1.2 Primäre Sozialisation – soziales Lernen in der Familie.....	9
1.3 Sekundäre Sozialisation –Institutionalisierung.....	11
1.4 Genetische Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung.....	16
1.5 Ungleiche Lebenswelten.....	17
1.6 Resozialisation.....	19
2. Heimerziehung als staatliche Hilfeleistung	21
2.1 Grundlegende Heimreformen.....	23
2.2 Aufgaben und Ziele.....	25
2.3 Adressaten der Heimerziehung.....	26
2.4 Arbeitsmethoden.....	28
2.5 Hilfe oder Kontrolle.....	30
2.6 Institution Heim.....	31
3. Akteure im Heimaltag	33
3.1 Beziehungsarbeit.....	35
3.2 Resilienzförderung.....	36
3.3 Elternarbeit.....	38
3.4 Soziale Teilnahmechancen.....	39
3.5 Wie kann Heimerziehung eine erfolgreiche Sozialisationsinstanz werden?.....	41
4. Fazit	44
Literaturverzeichnis.....	48
Eidesstattliche Erklärung.....	50

Genderhinweis:

Aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung verwende ich in der vorliegenden Bachelorarbeit bei personenbezogenen Substantiven und Pronomen die männliche Sprachform. Dies dient keinesfalls der Benachteiligung des weiblichen Geschlechts, sondern lediglich der leichteren Lesbarkeit.

Ergänzung zu inhaltlichen Bezügen:

Im gesellschaftlichen Kontext sind die Inhalte aus deutscher Sicht zu betrachten. Politische Bezüge orientieren sich an allgemein herrschenden demokratischen Grundsätzen. Das Allgemeinwissen über die modernen Entwicklungen der globalisierten Gesellschaftsverhältnisse und deren Auswirkungen auf das sozialökonomische Gleichgewicht in der deutschen Gesellschaft setze ich voraus. Mit Bezeichnung „Kind“ ist der nicht erwachsene Mensch gemeint, dessen Alter sich aus dem jeweiligen Textkontext ableiten lässt.

Einführung

Um den Zugang zu Verhaltenshintergründen eines Menschen zu bekommen ist die Reflexion eigener Gewohnheiten und Verhaltensmuster hilfreich. Wer bin ich und aus welcher Motivation heraus handle und entscheide ich? In der Erzieherausbildung und im Studium absolvieren die zukünftigen Erzieher und Sozialpädagogen einige Unterrichtseinheiten, die sich mit ihrer eigenen Psychologie beschäftigen. Meist sind diese Seminare nicht sehr beliebt – man muss sich vor der Gruppe öffnen, seine inneren Beweggründe oder Vorurteile hinterfragen. Nichts anderes erwarten wir im Arbeitsalltag von den Hilfesuchenden und doch vergessen wir oft, dass es nicht selbstverständlich ist, seine Privatsphäre einem Fremden zu offenbaren. Die menschliche Persönlichkeit ist einzigartig. Je nach Erfahrungsschatz entstehen Verhaltensmuster, die typisch für unseren Charakter sind. Sind wir uns unserer Eigenschaften und Ressourcen bewusst, können wir diese besser bei der Lebensbewältigung nutzen. Der Lebensweg mit all seinen Herausforderungen lässt sich auch Sozialisationsweg nennen. Welche Menschen man trifft, ob es Lernaufgaben und Lernhilfen gibt, welche Erwartungen und Zwänge auf jemanden ausgeübt werden – das und viel mehr gehört zu den Sozialisationsfaktoren, die den Entwicklungsverlauf eines Menschen beeinflussen. Diese Bedingungen wirken sich auf die unmittelbare Gemeinschaft aus, in der der Mensch seinen Alltag lebt, es sind aber auch indirekte kulturelle, traditionelle, politische oder ökologische Einflüsse der Gesellschaft, die die Persönlichkeit formen. Das gesellschaftliche Leben funktioniert nach gewissen sinnvollen Normen und Werten, die dem Menschen Orientierung in dieser Gesellschaft erleichtern. Es sind die Sozialisationsprozesse, die permanent stattfinden und aus jedem von uns ein Gesellschaftsmitglied und ein unverwechselbares Individuum formen. Ich beschreibe im ersten Kapitel die Grundlagen der Sozialisationsprozesse und erkläre, welche Faktoren bei der menschlichen Entwicklung eine wichtige Rolle spielen.

Viele Jahre war ich in der Kinder- und Jugendhilfe tätig, zuletzt als Erzieherin in einer stationären Heimeinrichtung für Jugendliche. Im Arbeitsfeld der Heimerziehung war für mich das Sozialisationsthema immer präsent. Die Jugendlichen in der Wohngruppe waren meist „schlecht“ sozialisierte junge Menschen, die mit ihrem Sozialverhalten im familiären und schulischen Rahmen angeeckt oder sogar straffällig geworden sind. Heimerziehung soll dann den Ist-Zustand reparieren und das Kind wieder in Ordnung bringen. Heute bin ich davon überzeugt, dass das Wissen um die Sozialisationsbedingungen des jungen Menschen und seiner Familie mehr Beachtung in der Erziehungshilfe finden muss. Einerseits geht es um die Optimierung der pädagogischen Arbeit, andererseits um die Optimierung der Sozialisationsbedingungen der Institution Heim. Denn für einige Jahre ist das Heim für den jungen Menschen sein Zuhause. Hier lebt er sein Leben weiter und wird in dieser Zeit

durch professionelle Begleitung vom Teenager zum jungen Erwachsenen. Wie ist die Heimerziehung heute strukturiert und welche Arbeitsmittel wendet sie an? Diesen Analysen widme ich mich im zweiten Kapitel meiner Bachelorarbeit. Neben gesetzlichen Rahmenbedingungen erwähne ich auch Reformen, die zu Veränderungen der Heimpraxis geführt haben. Auf historische Hintergründe der Heimentwicklung verzichte ich um den breiten thematischen Rahmen nicht zusätzlich zu erweitern.

Der Leitgedanke soll bleiben, die Heimerziehung auf ihre Möglichkeiten hin zu untersuchen, junge benachteiligte Menschen zu befähigen, sich gesellschaftlich zu integrieren. Im dritten Kapitel konzentriere ich mich auf die unmittelbare pädagogische Arbeit mit dem jungen Menschen und nähere mich der Antwort auf meine Forschungsfrage. Die pädagogische Fachkraft als Schlüsselfigur des Hilfeprozesses wird kurz in ihrer Rolle analysiert. Über die Beziehungsarbeit wirkt die Pädagogik auf den jungen Menschen ein. Die Möglichkeiten für gelungene Beziehungsangebote im institutionellen Heimkontext sind gut aber nicht unbegrenzt. Wie sich die Bedingungen gestalten lassen um Beziehungsarbeit und damit schließlich die Heimerziehungsarbeit zu optimieren, deute ich im Verlauf des dritten Kapitels an.

Die besondere und scheinbar ambivalente Rolle der Heimerziehung als einer gesellschaftlichen Sozialisationsinstanz wurde für mich während des Schreibens deutlich. Denn einerseits leistet sie Hilfe im Einzelfall, indem sie den jungen Menschen in seiner Person bestärkt und befähigt, sein komplexes Alltagsleben zu bewältigen. Das zweite Ziel betrifft die gesellschaftliche Integration, also die Vermittlung der sozialen Normen und Werte, die die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben voraussetzen. Und, da sich die sozialen Werte am Verhalten des Einzelnen zeigen, befinden sich die Ziele der Heimerziehung nicht in Konkurrenz, sondern im Einklang miteinander. Die Herausforderung an die professionelle Arbeit des Sozialarbeiters bringt die sich ständig wandelnde Gesellschaft mit sich. Die Traditionen weichen der Innovation, kulturelle Identität und Zusammenhalt werden von individuellen Lebensentwürfen erschüttert, der rasante Fortschritt löst ebenso Zukunftsvisionen wie Bedrohung aus. Die Heimerziehung - in konkreter Basisarbeit der Heimerzieher - verliert die Orientierungspunkte. Was zählt noch, worauf kommt es an? Die Grenzen zwischen Gut und Böse, zwischen Richtig und Falsch, werden immer unklarer. Die neue Realität lässt die Unterschiede zwischen *normal*, *akzeptiert* und *radikal* verwischen. Vom sicheren Weg abzukommen scheint leicht und unberechenbar. Die Aufgabe der Heimerziehung kann sich nicht nur über Anpassung an die vorhandenen „Spielregeln“ definieren. Für besondere Probleme werden besondere Kompetenzen und Kenntnisse benötigt. Um Zukunftsperspektiven zu schaffen und funktionierende Handlungsfähigkeiten für unabsehbare Herausforderungen zu entwickeln ist es erforderlich, den Anspruch zu haben, der Zeit voraus zu sein.

1. Sozialisationsprozesse als Wechselspiel zwischen Mensch und Gesellschaft

Im allgemeinen Verständnis werden mit dem Begriff Sozialisation alle sozialen Prozesse bezeichnet, in denen der einzelne Mensch zum Mitglied einer Kultur und Gesellschaft wird (Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 877f). Der Begriff der Sozialisation taucht zu Beginn des 19. Jhd. erstmals auf. Die Zeit war damals durch beginnende Industrialisierung gekennzeichnet. Die Mehrheit der Bevölkerung lebte in Armut und strebte nach einem besseren Leben. „Die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben unter kapitalistischen Marktbedingungen erforderte von dem Einzelnen mehr Selbstinitiative und Eigenverantwortung“ (Hurrelmann u.a. 2015, S. 17). Diese Anpassungsleistung, mit dem Ziel in die Gesellschaft und Arbeitswelt zu passen, wurde damals mit dem Wort „to sozialize“ ausgedrückt. Sich in diese durch komplexe soziale und ökonomische Normen bestimmte Welt zu integrieren ist der Gegenstand der damaligen Sozialisationsforschung, deren Vertreter u.a. Émile Durkheim, Georg Simmel, George Herbert Mead und Sigmund Freud waren (vgl. ebd.).

Die ersten wissenschaftlichen Strömungen, die die Sozialisationstheorien beeinflusst haben waren Psychologie und Soziologie. Der Mensch ist mit seiner inneren Realität aus Bedürfnissen, Trieben und Verhaltensmerkmalen ein Forschungsobjekt der Psychologie. Soziologie analysiert die Gesellschaft - die äußere Realität - und wie sich diese auf das Zusammenleben und das Sozialverhalten der Menschen auswirkt. Die Zeit brachte viele gesellschaftliche und politische Strukturveränderungen mit sich, welche in der Sozialisationsdisziplin berücksichtigt werden mussten. Neue Impulse und Erkenntnisse führten schließlich zu einer interdisziplinären Sozialisationsforschung.

Nach dem zweiten Weltkrieg erlebt die Sozialisationsforschung einen Aufschwung. Sie betrachtet den Menschen zunehmend als ein Mitglied des Sozialsystems, welches seine soziale Rolle übernimmt und gesellschaftlich gültige Werte verinnerlicht. Die Integration in eine marktwirtschaftliche Gesellschaft gelingt jedoch nicht jedem Gesellschaftsmitglied und die Rollenübernahme und Rollenerwartung zeigen einen Interpretationsspielraum auf, der jeder Handelnde mit eigenem Selbstverständnis der Realität ausfüllt. Diese dynamischen sozialen Interaktionsprozesse ziehen neue Ansätze in der Sozialisationsforschung nach sich (vgl. Hurrelmann u.a. 2015, S. 33). Der Konstruktivismus etwa, mit seinen Vertretern Peter Berger und Thomas Luckmann, rückt in Vordergrund, dass der Mensch seine Wirklichkeit deutet und schließlich konstruiert.

Die Welt ab den 1990er Jahre bis einschließlich Heute fordert dem Einzelnen Eigenleistung im Sinne von Auffassungsfähigkeit, Entscheidungssicherheit, Einschätzung unterschiedlicher Interessen ab. Der moderne Mensch muss schnell lernen, sein Leben selbst zu organisieren. Wir leben nicht mehr in einer Industriegesellschaft. Die heutige hoch entwickelte

Dienstleistungsgesellschaft ist durch unterschiedlichste soziale und kulturelle Lebensformen gekennzeichnet. Bei sozialer Integration kommt es auf Lebenskompetenzen an – *life skills* (WHO 1997) - mit denen man besser den Risiken des Alltags begegnen kann. Es geht um Stressresistenzen, die dem Einzelnen helfen, sich in der Leistungsgesellschaft zu behaupten und Krisen zu bewältigen. Solidarität und Gemeinschaft tritt in den Hintergrund, der individuelle Erfolg und Verwirklichungsdruck prägen das sozialökonomische Leben. Das Individuum reagiert also auf den gesellschaftlichen Wandel, indem es versucht seinem eigenen Leben nach persönlichen Kriterien und erlebnisbezogenen Präferenzen eine anerkennungsfähige Bedeutung zu geben. Diese Identitätsarbeit wird in manchen aktuellen Konzepten als Selbstsozialisation beschrieben (vgl. Zinnecker 2002).

Die Sozialisation verläuft auf allen gesellschaftlichen Ebenen. In der folgenden Tabelle sind die Faktoren aufgeführt, die auf der jeweiligen Ebene eine Wirkung auf den Sozialisationsprozess ausüben:

<p>Gesamtgesellschaftliche Ebene</p> <p>Wirtschaftssystem, politisches System, Kultur, Ausdifferenzierung des Kommunikationssystems Beispiel: Empirische Studien belegen, dass autoritäre politische Systeme eine freie Entfaltung der Persönlichkeit erschweren oder sogar verhindern</p>
<p>Ebene der Institutionen</p> <p>Gesellschaftliche Arbeitsteilung (Berufe), Produktion, Verwaltung, Erziehung, Bildung (Dichtes Netz der Institutionen wirkt direkt und indirekt auf Sozialisationsinhalte und Sozialisationsformen ein)</p>
<p>Ebene der zwischenmenschlichen Beziehungen</p> <p>Die Diskrepanz zwischen Anforderungen im öffentlichen Raum (Professionalität, Funktionalität) und im privaten Raum (Spontanität, Leichtigkeit) verursacht Spannungen</p>
<p>Ebene des einzelnen Individuums</p> <p>Die intrapsychische Verarbeitung der Erfahrungen</p>

Quelle: *Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 878*

1.1 Sozialisationsverwandte Begriffe

Bei „Menschwerdung“ ist der Mensch bei seiner *Entwicklung* auf andere Menschen angewiesen. Durch die *Erziehung* wirken die Bezugspersonen auf ein Kind ein, schaffen Angebote, die es beim *Lernen* und *Reifen* unterstützen. In der sozialen Umgebung sammelt es

Erfahrungen, die zur Entstehung einer eigenständigen *Persönlichkeit* führen. Im Folgenden erkläre ich die o.g. Begriffe, die als Teile des Sozialisationsprozesses zu begreifen sind und die Sozialisationsabläufe verständlich machen:

Persönlichkeit

Eine spezifische Zusammensetzung von Eigenschaften, Einstellungen, Merkmalen und Handlungskompetenzen, die einen Menschen kennzeichnen, bezeichnet man als seine Persönlichkeit. Sowohl innere Prozesse wie Gefühle oder Motivation als auch äußere beobachtbare Verhaltensweisen, Sprache, Wissen oder Wertehaltung machen eine Persönlichkeit aus (Zimmermann 2006, S. 16). Lexikon der Sozialen Arbeit präzisiert die Definition als „einzigartige Struktur von Wesenszügen“ (1997, S. 697f). Verschiedene Persönlichkeits-theorien bemühen sich ein Individuum in seiner Einzigartigkeit zu beschreiben und Verhalten situationsbedingt zu analysieren und vorherzusehen (ebd.).

Lernen

Veränderungen im Verhalten, die aufgrund von gemachten Erfahrungen eintreten, bezeichnet man als Lernen. Kinder lernen vor allem durch selbsttätiges Handeln und benötigen zum Erkunden, Spielen und phantasievollen Gestalten eine anregungsreiche Umgebung (vgl. Krenz 2007, S. 147f). Es kommt beim Lernen auf selbst gemachte Erfahrungen an.

Der wichtigste und erste Interaktionspartner für das Kind ist die Mutter. Später kommen Vater und andere Bezugspersonen dazu. Wie und ob die Bezugspersonen auf die Aktionen des Kindes reagieren beeinflusst die Lernerfahrung.

Neurowissenschaftliche Erkenntnisse zeigen, wie wichtig der emotionale Zustand bei Lernprozessen und Informationsspeicherung im Gehirn ist. In positiver Stimmung gelernte Inhalte werden im Hippocampus gespeichert, wo sie sich mit anderen Informationen verbinden können, langfristig gespeichert bleiben und flexible Anwendung ermöglichen. Wird die Lernsituation durch negative Emotionen dominiert wie Angst oder Druck, gelangen die Lerninhalte in die Amygdala (Mandelkern). Die Speicherung von Informationen im Mandelkern bedeutet, dass beim Abruf der Inhalte gleichzeitig die Angst mit reaktiviert wird. Das kann körperliche Begleiterscheinungen wie Schwitzen, Pulssteigerung u.a. hervorrufen. Die in negativer Atmosphäre gelernte Inhalte bieten keine Möglichkeit zum kreativen Umgang und bedeuten immer Stress (Krenz 2007, S. 150).

Wie genau ein Mensch lernt erklärt die Wissenschaft anhand von mehreren Lerntheorien. Die für Pädagogik relevantesten sind:

- Klassische und operante Konditionierung (behavioristische Lerntheorien)
- Modellernen nach Bandura (sozial-kognitive Lerntheorie)

Zu behavioristischen Ansätzen zählen die klassische und die operante Konditionierung. Pawlow erklärte mit seinen Tierversuchen die Prinzipien des konditionierten Lernens. Ein neuer, neutraler Reiz wird mehrmals mit einem anderen Reiz in Verbindung gebracht. Schon nach kurzer Zeit löst der neutrale Reiz das gewünschte Verhalten aus. Ein Säugling kann so lernen, dass Fläschchen vorbereiten oder Bluse aufknöpfen mit dem Stillen zusammenhängt. So kann es bereits bei diesen Handlungen der Mutter aufhören zu schreien und nicht erst beim Stillen (Krenz 2007, S.152).

Die operante Konditionierung funktioniert mit Verstärkern. Die *operants* (Reaktionen deren Auslöser unbekannt sind) werden belohnt. Vier Formen des operanten Konditionierens sind pädagogisch relevant: positive Verstärkung, negative Verstärkung, Bestrafung und Löschung/ Nichtbeachtung (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 570).

Das sozialkognitive Lernen nach Bandura, auch Modellernen genannt, geht davon aus, dass der Mensch durch Beobachtung und Nachahmung lernt. Für diese Art von Sozialisation spielen Vorbilder eine wichtige Rolle. „Menschliches Verhalten hat somit immer einen sozialen Ursprung“ (Zimmermann 2006, S. 31). Diese Lerntheorie macht deutlich, dass der Mensch überflüssige Fehler vermeiden kann, wenn er aus Beobachtung fremder Verhaltensweisen lernen kann. Einen wichtigen Einfluss auf die „Modellsozialisation“ haben nach Bandura die Medien. Gerade die Jugendszene orientiert sich heutzutage daran, was Massenmedien als „cool“ oder „hip“ propagieren (ebd. S. 32).

Menschen sind in ihrem Lernverhalten höchst individuell, denn kein Gehirn gleicht dem anderen. Lernen ist damit eine „höchstpersönliche Angelegenheit, so eigen wie ein Gesicht oder ein Fingerabdruck“ (Krenz 2007, S. 148).

Erziehung

Eine absichtsvolle und zielgerichtete Beeinflussung eines Heranwachsenden, nennt man Erziehung. Diese kann direkt (durch Maßnahmen wie Lob oder Strafe) oder indirekt (dank Vorbildfunktion) ablaufen. Als oberstes Ziel der Erziehung lässt sich die Mündigkeit nennen. Durch Erziehung wirkt man also auf die Persönlichkeitsentwicklung so ein, dass soziale Kompetenzen wie Toleranz, Kritikfähigkeit oder Rücksichtnahme und Selbstkompetenzen wie Selbstbewusstsein, Selbstvertrauen, Handlungsfähigkeit oder Verantwortungsbewusstsein ausgebildet werden können. Erziehung kann also eine „zufällig“ und permanent ablaufende Sozialisation korrigieren oder ergänzen, indem sie wünschenswerte Verhaltensweisen gezielt fördert.

Essenziell bei der Erziehung ist der Beziehungsaspekt. Eine positive Beziehung zwischen zwei Akteuren – in der Regel zwischen Kindern und Erwachsenen - kann den Erfolg der erzieherischen Maßnahme erheblich steigern. Daher ist eine positive Grundhaltung zu dem zu Erziehendem eine Basis für die Beziehungsarbeit (z.B. Humanistische Psychologie nach C. Rogers).

Erziehung ist auf soziale Institutionen wie Familie, Kindergarten, Schule, Heim, Verein oder Ausbildungsstätte angewiesen. Zugleich geschieht in diesen Einrichtungen, die durch Gesetze und Satzungen ausdrücklich zu Erziehung verpflichtet sind, in hohem Maß – zufällige und ständige – Sozialisation (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 282f).

Erziehungserfolg orientiert sich an erzieherischen Methoden und Zielen. Erziehungsziele müssen bestimmte Kriterien erfüllen:

- Erziehungsziele müssen sich am Wesen und der Würde des Menschen orientieren (Anthropologische Begründung)
- Erziehungsziele müssen sich an den für das Zusammenleben notwendigen Werten und Normen orientieren (Normative Begründung)
- Erziehungsziele müssen sich an den anstehenden Aufgaben und Problemen der Zeit orientieren (Pragmatische Begründung) (vgl. Tschamler 1996, S. 199).

Entwicklung

Die menschliche Entwicklung beginnt mit der Zeugung und endet mit dem Tod. Die Entwicklungspsychologie, die sich mit der Entwicklung des Menschen beschäftigt und ihren Ursprung in der Evolutionstheorie hat, erstreckt sich auf das gesamte Leben eines Menschen. Alle Veränderungen eines Organismus, körperliche wie psychische, beschreibt man mit dem Begriff *Entwicklung*. Hierher zählen die Entwicklung der Motorik, der Sprache, der Wahrnehmung, der Intelligenz und des Denkens, der Gefühle und Bedürfnisse oder des Sozialverhaltens. Diese Veränderungen sind bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterworfen und spiegeln sich im Verhalten und Erleben wider (Hobmair 1997, S. 196f).

Die Entwicklungspsychologie erforscht u.a. die Bedingungen – Entwicklungsfaktoren - die die Veränderungen des Organismus auslösen und in Gang setzen. Diese Faktoren lassen sich in drei Gruppen unterteilen:

1. *Endogene Faktoren* – Anlagen, die die Entwicklung von innen verursachen. Die endogenen Faktoren setzen bestimmte Prozesse in Gang, wie Zell- und Organaufbau, Stoffwechsel, Wachstum, Bewegung und bedingen die Entwicklung von Organen, des Nervensystems, der Sinnesorgane und der Muskeln. Die endogen bedingte Entwicklung folgt einer

bestimmten Reihenfolge und ist unumkehrbar. Kinder fallen bevor sie Wörter sprechen oder sitzen bevor sie stehen (Hobmair 1997, S. 199f).

2. *Exogene Faktoren* – Einflüsse, die auf das Individuum von außen wirken. Hier sind Umwelteinflüsse gemeint, die eine gesunde Entwicklung ermöglichen oder Entwicklungsstörungen hervorrufen. Endogene Faktoren legen auch fest, was, wann, in welchem Umfang und auf welche Art und Weise gelernt wird. Dies macht Hobmair in seinem Buch Psychologie am Beispiel der Sprachentwicklung deutlich: „Umwelteinflüsse legen fest, welche Sprache erlernt wird, in welchem Alter das Kind etwa mit bestimmten Begriffen konfrontiert wird, ob es eine bestimmte Sprache sehr differenziert lernt oder ob es sich die Sprache durch Nachahmung, mehr durch Lob und Anerkennung oder aufgrund von Tadel und Strafe aneignet“ (Hobmair 1997, S. 199f).

3. *Autogene Faktoren* – Von sich selbst, aus eigener Kraft verursachte Entwicklung. Das Individuum führt die Entwicklungsprozesse aktiv herbei. Es geht hier nicht um ein bloßes Reagieren auf die Reize, sondern um Selbststeuerung, also um ein aktives Steuern der Entwicklung. Als Beispiel kann man an das Neugierdeverhalten denken.

Diese Entwicklungsbedingungen stehen im Zusammenspiel miteinander und ihre unterschiedliche Gewichtung kann sich auf den Entwicklungsprozess sehr individuell auswirken. Eine starke Selbststeuerung kann bewirken, dass der Mensch gesellschaftliche Barrieren überwindet, kreative Problemlösungen findet oder originelle Ziele anstrebt. In anderen Fällen kann es aber auch zu Entwicklungsstörungen oder irreparablen Schädigungen führen, wenn in entscheidender Lebensphase ein Mangel auftritt. Die Zeiträume, in welchen der sich entwickelnde Organismus gegenüber Einflüssen bestimmter Art besonders empfänglich ist, nennt die Wissenschaft sensible (früher auch kritische) Phasen. Soll ein Kind bis zum ersten Lebensjahr keine feste Bindung zu einem oder mehreren Menschen hergestellt haben, wird es später in sozialen Beziehungen erhebliche Beeinträchtigung erfahren (vgl. Bindungstheorie). Psychologische Forschungen weisen darauf hin, dass fehlende emotionale Zuwendung im Säuglingsalter nicht nur zur gestörten Beziehungsfähigkeit führen, sondern den gesamten Lern- und Anpassungsprozess benachteiligen kann (vgl. Hobmair 1997, S. 295).

Der Mensch braucht andere menschliche Kontakte, um als soziales Wesen sozialisiert werden zu können. Besonders die sensiblen Phasen - frühe Kindheit und die Jugendphase - sind mit geeigneten Entwicklungshilfen und Impulsgaben auszustatten. Schädliche Beeinflussung verursacht Fehlentwicklungen und kann eine spätere gesellschaftliche Teilnahme erheblich erschweren.

Reifung

Bestimmt und gesteuert von endogenen Faktoren ist Reifung ein nichtbeobachtbarer Prozess der Änderung des Erlebens und Verhaltens. Reifung ist nicht ganz unabhängig von äußeren Einflüssen. Sie vollzieht sich in enger Verknüpfung mit Lernprozessen, die ihrerseits auf bestimmte Reifungsprozesse angewiesen sind (z. B. Sprachentwicklung). Lernen kommt im Gegenteil zu Reifung durch Erfahrung und Übung zustande, wird also durch exogene Faktoren ausgelöst (Hobmair 1997, S. 207).

„Für den Erzieher bedeutet dies, dass Lernen dann am erfolgreichsten ist, wenn die Reifung es zulässt. Zu früh beginnende Lernprozesse zeigen keine Wirkung, sie überfordern eher das Kind. Zu spät beginnende Förderung kann bewirken, dass der Zeitraum, in welchem das Kind für den Erwerb bestimmter Verhaltensweisen besonders empfänglich ist, bereits verstrichen und eine optimale Förderung deshalb nicht mehr möglich ist“ (Hobmair 1997, S. 207).

Wachstum beschreibt eine rein quantitative Zunahme, z.B. Zellteilung, Körpergröße, Gewicht oder auch Vergrößerung des Wortschatzes beim Erlernen der Sprache, und ist nicht mit Reifung gleichzusetzen.

Enkulturation

Beim Sozialisationsprozess wächst man in die kulturellen Zusammenhänge einer Gesellschaft hinein. Jede Identität kann also immer als kulturelle Identität herausgebildet werden. Enkulturation ist das Erlernen der „kulturellen Rolle“. Die Parallelen bzw. Distanzen zwischen Familienkultur und Gesamtkultur bedingen das Gelingen von Enkulturation. In Zeiten der Globalisierung migrieren viele Menschen aus unterschiedlichsten Gründen in andere Länder. Oft wird eine Angleichung (Assimilation) an die dominante Gesellschaft erwartet. Gerade die zweite Generation der Migranten kann in eine Identitätskrise geraten. Bei einer interkulturellen Sozialisation sind viele Probleme, wie etwa Sprachbarriere oder Kulturbesonderheiten zu berücksichtigen. Integration sollte langfristig gedacht werden. Prozesse des kontinuierlichen Austauschs zwischen den Kulturen begünstigen die Integration ohne die bisherige kulturelle Identität verlieren zu müssen (vgl. Akkulturation) (Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 266).

1.2 Primäre Sozialisation – soziales Lernen in der Familie

Die erste sozialisatorische Interaktion des Kindes mit seinen Bezugspersonen lässt sich als primäre Sozialisation beschreiben. Die Primärbeziehungen sind in dieser Phase vor allem

die Eltern, Geschwister und Freunde. Eine besondere Rolle bei dem primären Sozialisationsprozess trägt die Mutter. Sie leistet die erste nachgeburtliche Pflege und Fürsorge. Durch ihre Präsenz entsteht eine Bindung zwischen Kind und Mutter, auf deren Basis die weitere Entwicklung voran schreitet (vgl. Grundmann 2006, S. 95ff).

Ohne eine Gefühlsbindung an die Bezugsperson ist kein erfolgreicher sozialisatorischer Lernprozess möglich (vgl. Berger/ Luckmann 2012, S. 142). Verschiedene Bindungsqualitäten führen zu Unterschieden im Selbstvertrauen und Vertrauen anderen gegenüber. Sicher gebundenen Kinder haben eine bessere Sprachentwicklung und können flexibler und ausdauernder Aufgaben lösen. Von der Bindungserfahrung mit den Eltern hängt die Fähigkeit selbst Bindungen und Freundschaften einzugehen ab. Auch Hilfbereitschaft oder Bereitschaft bei emotionaler Belastung um Hilfe zu bitten wird von der Bindungsqualität der frühen Kindheit beeinflusst (vgl. Bigos 2014, S. 52).

Die primäre Phase der Sozialisation ist als konkurrenzlose und die einzig „wahre“ Prägung von besonderer Wichtigkeit und Nachhaltigkeit für die spätere Persönlichkeitsentwicklung. Nachdem sich der geschützte familiäre Kreis um weitere Sozialisationsinstanzen erweitert, wird die sekundäre Sozialisation auf der Grundstruktur der primären aufbauen (vgl. Berger/ Luckmann 2012, S. 141).

Die Qualität der Beziehung misst sich daran, wie gut das natürliche Bedürfnis des Kindes nach Sicherheit, Liebe, Beziehungsangeboten und Entwicklungsanreizen erfüllt werden kann. Die Beziehungserfahrung des Kindes mit seinen primären Bezugspersonen ruft nach Bindungstheorien die so genannten inneren Arbeitsmodelle hervor. Das sind Verhaltensmuster, die meist durch Nachahmung nachhaltig festgesetzt sind und auch später als innere Lösungsmodelle Anwendung finden. Bindungsforscher halten eine Veränderung des inneren Arbeitsmodells, also eines negativ ausgeprägten Verhaltens, für möglich, wenn sich der junge Mensch neuen fundamentalen Erfahrungen stellt. Das kann nur auf der Basis einer vertrauensvollen Beziehung gelingen (vgl. Krenz 2007, S. 177f).

Mit primärer Sozialisationsphase beschreibt man also im Allgemeinen die Kindheitsphase. Was Kinder heute in ihrer Kindheitsphase bewältigen müssen um den Anforderungen der Leistungsgesellschaft später gewachsen zu sein, lässt sich mit **Entwicklungsaufgaben** der Kindheit verständlich erklären (vgl. Hurrelmann/ Bauer 2015, 130f):

Qualifizieren

Kinder stehen schon im Kindergartenalter unter Leistungsdruck. Die bestmögliche Vorbereitung auf die spätere Schulzeit steht auf dem Programm. Für unbekümmertes Spielen und Freiräume zum Ausprobieren bleibt wenig Zeit. Die Erwartungen an ihre kognitive Entwicklung sind hoch.

- Binden** Die Familienkonstellationen sind heute viel fragiler. Kinder müssen die Folgen einer Scheidung oder Trennung bewältigen. Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern haben sich gelockert, wodurch es für die Kinder auch immer schwieriger wird, sichere Bindungen aufzubauen.
- Konsumieren** Die Freizeit lockt schon die Kleinsten mit einer Vielzahl von attraktiven Angeboten. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die digitalen Medien. Die Informationsflut kann ohne kindergerechte Filter eine Überforderung und Desorientierung verursachen. Nicht richtig verarbeitete Bilder und Nachrichten können zu verzerrter Realitätswahrnehmung führen und schließlich die Herausbildung eines strukturierten Welt- und Selbstbildes erschweren.
- Partizipieren** Die Mitgestaltung ihrer Umwelt kommt auch heute noch zu kurz. Kinder müssen funktionieren, Spannungen aushalten, Erwartungen erfüllen, Mangel kompensieren. Die Möglichkeiten ihre Lebenswelt aktiv zu beeinflussen sind klein (Hurrelmann/Bauer 2015, S. 130f).

Bereits in der Kindheit wirken die Faktoren der heutigen Wettbewerbsgesellschaft auf die kindliche Entwicklung ein. Aufwachsen in unsicheren Bindungen gehört zum Alltagsleben genauso dazu wie von Konsum und kommerziellen Anreizen geprägte Freizeit (vgl. Hurrelmann/ Bauer 2015, S. 131).

1.3 Sekundäre Sozialisation – Institutionalisierung

Wenn das Kind zunehmend den geschützten Raum der Familie verlässt, in die gesellschaftlichen Einrichtungen hineingeht, den Einflussradius erweitert, beginnt die sekundäre Phase der Sozialisation. Während sich in der primären Sozialisation eine „Grundwelt“ (Berger/Luckmann 2012, S. 149) gebildet hat, internalisieren sich jetzt „Subwelten“, also differenzielle Lebensbereiche (Böhnisch 2001, S. 60). In der sekundären Phase wird mittels von Arbeitsteilung entstandener Rollen das gesellschaftliche Wissen vermittelt (ebd.). Das rollenspezifische Wissen wird in Institutionen wie Schule, Arztpraxen, Behörden, Vereinen u.a. vermittelt, so erklärt sich, warum das Aneignen von gesellschaftlichen Denkstrukturen *Institutionalisierung* genannt wird.

Die primär sozialisierten Inhalte sind tief im Bewusstsein verwurzelt, was für die sekundäre Sozialisation bedeutet, dass sie die bereits vorhandene Wirklichkeit überlagern muss. Sie trifft nicht auf „Tabula rasa“, sondern auf ein schon geprägtes Selbst und eine schon

verinnerlichte Welt (Berger/Luckmann 2012, S. 150). Die primäre Prägung lebte von emotionaler Identifikation mit der Bezugsperson. Auf so eine emotionale Bindung ist sekundäre Sozialisation nicht angewiesen. Wenn der Mathelehrer krank ist, kann ein Vertretungslehrer das entsprechende Wissen auch weitergeben. Allerdings haftet das Gelernte länger, wenn es dem Lehrer gelingt, eine Verknüpfung zum bestehenden Wissensstand zu schaffen. Um die neuen Inhalte zu verinnerlichen ist es didaktisch sinnvoll den Unterricht interessant und „vertraut“ zu gestalten (vgl. ebd.). Übertragen auf das soziokulturelle Lernen sucht sich der Heranwachsende solche sozialen Kontakte und Interaktionen aus, die aus seinen bisherigen Erfahrungen heraus für ihn plausibel und zugänglich sind. Ein Jugendlicher mit abweichendem Sozialverhalten wird sich also eher delinquenten Sozialgruppen zuwenden, weil er deren Verhaltensmuster biografisch leichter aufnehmen und personal integrieren kann (Böhnisch 2001, S. 60).

Schule, Freizeitorganisationen oder Berufsfelder zählen zu den sekundären Sozialisationsinstanzen. So auch die Heimerziehung, die als Teil des Hilfesystems gewissen vordefinierten Spielregeln unterliegt. Die Beziehungen sind durch formale Handlungsstrukturen, Einrichtungsregeln und Hierarchien gekennzeichnet. Die Bezugspersonen sind die Erzieher und pädagogische Fachkräfte. Wer also mitmachen will, muss sich auf die spezifischen Umgangsregeln einer jener Organisation einlassen oder sogar eine Zugangsqualifizierung erlangen (vgl. Grundmann 2006, S.97f). Und so ist jeder Lebensbereich durch andere Maßstäbe definiert. Die Rahmenbedingungen einer Sozialisationsinstanz wirken sich auf die Sozialbeziehungen aus. Im Sozialisationsfeld Schule z. B. dominieren Wettbewerbs- und Autoritätsbeziehung, was an einem Bewertungssystem und Leistungserwartungen zu erkennen ist. In der Peergruppe und im familiären Umfeld liegt der Fokus auf geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen und Herausbildung des eigenen Lebensstils (ebd.).

Die Jugend als Lebensphase hat nicht wenige Herausforderungen zu bewältigen, wie die Tabelle unten kurz erläutert. Der junge Mensch durchläuft die Entwicklungsstationen Qualifizieren, Binden, Konsumieren und Partizipieren (Hurrelmann/Quenzel 2013, S. 28). Im Kindesalter verläuft die Verarbeitung der inneren und äußeren Realität noch eher unbewusst. Jetzt sind diese Verarbeitungsprozesse bewusst und führen zur Herausbildung der Identität des Jugendlichen. Die Jugendphase ist nicht bloß ein Lebensabschnitt zwischen Kindheit und Erwachsensein, sondern eine Lebensphase, in der eine einmalige und unverwechselbare Persönlichkeitsstruktur entsteht (Hurrelmann/Quenzel 2013, S. 33).

Aufgaben des Jugendalters:

Entwicklungsaufgabe	Erweiterte psychobiologische Dimension der Entwicklungsaufgabe	Inhalt der Aufgabe
Qualifizieren	Entwicklung der intellektuellen und sozialen Kompetenzen	Fähigkeiten um mit den Leistungs- und Sozialanforderungen umzugehen und den schulischen oder beruflichen Abschluss zu schaffen
Binden	Entwicklung der Körper- und Geschlechtsidentität und der Bindungsfähigkeit	Körperliche und emotionale Veränderungen akzeptieren, seine Geschlechtsrolle finden; emotionale Ablösung vom Elternhaus, Partnersuche und spätere Familiengründung
Konsumieren	Entwicklung von sozialen Kontakten und Entlastungsstrategien	Eigenen Lebensstil entwickeln, Freundschaften knüpfen, angemessenen Umgang mit Freizeit- und Konsumangeboten finden (Medien, Genussmittel), psychische und körperliche Regeneration
Partizipieren	Entwicklung eines individuellen Werte- und Normensystems	Sinnvolle Lebensorientierung finden; politische Partizipation um die gesellschaftliche Mitgliedsrolle des Bürgers zu übernehmen
Identitätsbildung	Bewusstes Selbstbild	Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und bewusstes Reflektieren des eigenen Erlebens, Bewältigung von psychosozialen Krisen führen zu Entstehung eigener Persönlichkeitsstruktur

Quelle: Hurrelmann/Quenzel 2013, S. 28f

Der junge Mensch hat in seiner Jugendphase besonderen Aufgaben und mit ihnen verbundene Krisen zu bewältigen. Hurrelmann beschreibt diesen Lebensabschnitt als „Karenzzeit“ (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015, S. 854). Eine Zeit zum Ausprobieren und Üben, ohne eine langfristige Konsequenz im Falle der Grenzüberschreitung zu befürchten. Eine gewisse Problematik entsteht für die Jugendlichen in der Vereinbarung von Bildungsansprüchen im Sinne von zukunftsgerichteter Qualifizierung zu erwerben und Freizeitaktivitäten um eigene Bedürfnisse zu befriedigen. Sozialisation im Jugendalter vollzieht sich hauptsächlich in Kontexten der Schule, der Familie und der Peergruppe. Diese zentralen Sozialisationskontexte werden hier kurz dargestellt:

Schule

Schulische Bildung und berufliche Ausbildung hat in den letzten Jahren enorm an Bedeutung gewonnen und dominiert als Sozialisationskontext die gesamte Lebensphase Jugend. Gerade die Schule lässt die Jugendlichen einen hohen Leistungsdruck spüren, dem auch viele Schüler nicht standhalten können. Zwar gewährt die Gesellschaft der Jugend einen gewissen Schonraum zum Austesten der Regeln und Grenzen, andererseits entscheidet sich gerade im schulischen Kontext die spätere Laufbahn der Jugendlichen. Diesen Entscheidungszwang empfinden viele Schüler als belastend (Hurrelmann/Bauer 2015, S. 855 f).

Die Zugänge zur Bildung sind ungleich verteilt und hängen stark von der sozialen Herkunft des Schülers ab. Dadurch, dass sich die Schule am „Sprachcode“ der Mittelschicht orientiert, werden die „Unterschiede zwischen den Sozialcharakteren der Schüler, die durch den schichtengebundenen Sozialisationsprozess in der Familie angelegt werden, aufrechterhalten oder sogar verstärkt“ (Hurrelmann/Bauer 2015, S. 858). Die Studie aus Großbritannien, die ich kurz im Abschnitt „Ungleiche Lebenswelten“ erwähne, hatte Ähnliches bereits vor einigen Jahrzehnten bestätigt. Leider muss man auch heute feststellen, dass in der Institution Schule Selektionsprozesse stattfinden (vgl. ebd.). In ihrer Schulkarriere sind gerade „Hauptschüler“ einer Benachteiligung und Desintegration ausgesetzt. Nicht selten befinden sich Jugendliche in einem Spannungsfeld zwischen hohen Ansprüchen der Familie auf den Schulabschluss und der negativen Einschätzungen der eigenen Leistung durch Lehrkräfte (ebd.).

Familie

Die äußere Form der Familie verändert sich seit Jahrzehnten u.a. aufgrund von der veränderten Rolle der Frau in der Gesellschaft. Auch Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse haben das traditionelle Familienbild, bestehend aus Mann, Frau und mehreren Kindern, verändert. Viele Kinder und Jugendliche wachsen heute in Patchworkfamilien, interkulturellen Familien, gleichgeschlechtlichen Familien, ohne Geschwister, ohne einen Elternteil oder in Mehrgenerationen-Haushalten auf. Dementsprechend wirkt sich die Familienform auf die innerfamiliäre Kommunikationsstruktur aus, was zu heterogenen Sozialisationsprozessen innerhalb der Familie führt. Die heutige „Aushandlungsfamilie“, in der die Spielregeln gemeinsam ausgehandelt werden, stärkt die Kommunikations- und Durchsetzungskompetenz (Hurrelmann/Bauer 2015, S. 860 f). Allerdings muss stets berücksichtigt werden, dass der soziale Status die Beziehungsqualität unter den Familienmitgliedern beeinflusst.

Für Kinder und Jugendliche bleibt Familie eine bedeutende primäre Sozialisationsinstanz. Gerade an den zentralen Stellen des Biografieverlaufs bieten Familien einen Rückzugsort, an dem man Liebe, Sicherheit und Verständnis bekommt. Im Vergleich zu anderen Sozialisationsinstanzen schreibt man der Familie beim Erwerb der Alltagskompetenzen den stärksten Effekt zu. Ein schönes Beispiel ist das Erlernen eines Musikinstruments. Diese Kompetenz ist Eltern zu verdanken, die langfristig und konsequent Sozialisationsprozesse und Erziehungsmaßnahmen aufrechterhalten und damit die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen nachhaltig beeinflussen. Als Begleiter und Unterstützer der Lernprozesse, sei es durch extrinsische aber kontinuierliche Motivation, spielen Eltern als feste Größen vor allem in Umbruchphasen der Kinder und Jugendlichen eine tragende Rolle (Hurrelmann/ Bauer 2015, S. 862).

Peers

Beziehungen zu Gleichaltrigen geben den Jugendlichen soziale Orientierung und beeinflussen ihre Lebenskultur. Peergruppe erfüllt wichtige Grundbedürfnisse im Jugendalter, wie z.B. Anerkennungsgefühl, Wohlbefinden oder reflektierte Selbstbestätigung, womit sie einen wichtigen Sozialisationsraum vor allem in der Freizeit bereitet. Je nach Zusammensetzung des Freundeskreises bezogen auf Alter, Geschlecht oder soziale und nationale Herkunft, kann ein solches Netzwerk sowohl positive als auch negative Sozialisationspotenziale entfalten. Die Gleichaltrigen-Kultur verlagert sich jedoch zunehmend in den *Sozialraum* Schule (Böhnisch 2001, S. 176). Die außerschulische Herstellung der Schulfähigkeit, besonders in dem Familienalltag, die Schulen lange Zeit vorausgesetzt hatten ist heute nicht mehr selbstverständlich. Des Weiteren reichen die Freiräume neben vielfältigen Konsumverlockungen wie Multimedien nicht mehr zur Befriedigung der sozialemotionalen und jugendkulturellen Interessen aus und werden in den Schulalltag verlagert (vgl. Böhnisch 2001, S.176f).

Die Schule erhält den Charakter einer Mischkultur: Peergroup und Schulklasse wachsen zusammen (Böhnisch 2001, S. 176). Die Sozialisationskontexte isoliert zu betrachten entspräche also längst nicht der Realität. Vor dem Hintergrund der „produktiven Realitätsverarbeitung“ (Hurrelmann 2002, S. 62f) transportieren die Jugendlichen ihre in einem Lebensbereich gemachten Sozialisationserfahrungen in andere Bereiche und verändern damit aktiv ihre Umwelt. Im Sozialraum Schule bedeutet es mehr Spannung und strukturelle Gewalterfahrung, wenn diese zwei Welten – Jugendkultur und Unterrichtssystem – aneinandergeraten (vgl. Böhnisch 2001, S. 177). In der globalisierten Gesellschaft verändern sich die Herausforderungen an die junge Generation und verlangen von ihr noch mehr Anstrengung und Flexibilität um die komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge und Erwartungen zu bewältigen (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015, S. 864).

1.4 Genetische Einflüsse auf die Persönlichkeitsentwicklung

Auf der Suche nach den Ursachen für individuelle Persönlichkeitsausprägungen und Entwicklungsvariationen muss die kontroverse Anlage-Umwelt-Diskussion berücksichtigt werden. Bestimmt nun die Umwelt oder die Erbanlage das Entwicklungsschicksal eines Menschen? Jahrzehntlang prägten Entweder-oder-Sichtweisen die Vorstellung über die menschliche Entwicklung. Danach sprach man von relativen Anteilen der beiden Einflussfaktoren. Nach heutigem Wissenstand ist das menschliche Verhalten weder ausschließlich erlernt noch völlig vererbt. Erbliche Grundlagen sind als potenzielle genetische Möglichkeiten- auch genetische Potenz- zu verstehen, die erst dank Umwelteinflüssen zum Vorschein kommen (Krenz 2007, S. 90f). Bei fehlenden äußerlichen Stimuli werden prinzipiell vorhandene erbliche Potenzen nicht entfaltet und dadurch für das Verhalten unerreichbar bleiben (ebd.).

Disziplinen wie Neurobiologie, Hirnforschung und Evolutionsbiologie etwa beschäftigen sich mit der Erforschung des Nervensystems und des Gehirns und lassen sich mit dem Sammelbegriff „Neurowissenschaften“ beschreiben (Hurrelmann u.a. 2015, S. 81f). Wie Untersuchungen der Hirnentwicklung zeigen, ist das Gehirn in bestimmten Entwicklungsphasen für spezifische Umwelteinflüsse besonders offen – in der frühen Kindheit und im Jugendalter. Diese epigenetische Veränderungsfähigkeit der Gehirnstruktur nennen die Wissenschaftler neuronale Plastizität - eine Sensibilität des Gehirns auf äußere Einflüsse. Vor allem also in der frühkindlichen Entwicklung und in der Adoleszenz wirken die potenziellen schädigenden oder förderlichen Faktoren auf die Hirnentwicklung maßgebend. (Hurrelmann u.a. 2015, S. 11).

Von der modernen neurowissenschaftlichen Forschung ist die Epigenetik nicht mehr wegzudenken. Sie erforscht die Anpassbarkeit der Genstruktur an die Umweltbedingungen. Eine wichtige Rolle spielen epigenetische Prozesse während der Embryonalentwicklung. Denn nicht erst nach der Geburt kommen die Umwelteinflüsse zum Tragen. Äußere Faktoren wie Stress oder Rauchen wirken sich schon in vorgeburtlicher Zeit auf das Kind aus. Zu welchem Zeitpunkt die schädlichen Faktoren auf das Kind einwirken, kann unterschiedliche Effekte auf die pränatale Entwicklung haben (vgl. Krenz 2007, S. 90).

Komplexe Wechselwirkungen zwischen Individuum und Umwelt werden auch in der Entwicklungsgenetik untersucht (Grundmann 2006, S. 61). Der menschliche Hormonhaushalt übt Wirkung auf die körperliche Verfassung aus, zusätzlich beeinflusst er über den Aufbau des Nervensystems die Wahrnehmung und Emotionsregulation des Individuums. Die Aktivierung oder Verhinderung der Erbinformationen im Genom kann erst in der Wechselwirkung mit der Umwelt ausgelöst werden. So entfalten sich manche Erbanlagen gar nicht,

manche nur zur bestimmten Zeit im Leben und andere nur unter bestimmten Umweltbedingungen. Basierend auf Forschungen mit Geschwister- und Zwillingspaaren zu Persönlichkeitsentwicklung lässt sich sagen, dass sowohl genetische Bedingungen als auch Umweltbedingungen einen Einfluss haben. Umweltbedingungen haben für die individuellen Akteure jedoch höchst unterschiedliche Bedeutung (Grundmann 2006, S. 61).

Welche Impulse könne die aktuellen Ergebnisse der Entwicklungsforschung für die Pädagogik bedeuten? Das Lernumfeld der Kinder ist besonders entwicklungsfördernd auszustatten um bestmöglich die vorhandenen Anlagen der Kinder zu aktivieren. Die aktive Rolle des Kindes bei seiner Entwicklung ist auch zu berücksichtigen. Denn nach letzten Erkenntnissen der Entwicklungsforscher wird der Mensch nie wieder im Leben so neugierig, offen, lernfähig und so kreativ sein, wie in seiner frühen Kindheit. Aufgrund deren Neigungen und Interessen suchen Kinder ihre eigenen Erfahrungen (vgl. Krenz 2007, S. 90f). Im Jugendalter gilt vor allem das Risikoverhalten der Jugendlichen zu erkennen und sie vor möglichen Schäden zu bewahren (ebd.).

1.5 Ungleiche Lebenswelten

In den 1950er Jahren erlebten Gesellschaften große Strukturveränderungen und technologische Modernisierungen. Vor diesem Hintergrund wurde die bildungsökonomische Frage immer wichtiger, wie eine Gesellschaft optimal das intellektuelle Potenzial der Bevölkerung nutzen kann. In diesen Umbruchzeiten entstand die schichtspezifische Sozialisationsforschung. Empirische Studien von Bernstein sorgten nicht nur in Großbritannien für Aufsehen. Er konnte belegen, dass die Kommunikationspraktiken in den Schulen mittelschichtsprägte Formen aufwiesen und somit die Persönlichkeits- und Intelligenzentwicklung von Arbeiterkindern beeinträchtigten. Kinder der *working class* pflegten zu Hause eine gestenreiche und eher expressive Mitteilungskultur, während Mittelschichtskinder sich verbal differenzierter ausdrücken und auch ihre Interessen verständlich machen konnten. Im Schulsystem hatte diese Form der Kommunikation mehr Beachtung erfahren als der „ungehobelt“ ausgedrückte Inhalt. Während für Kinder aus der Mittelschicht der Übergang in das schulische Lernumfeld eher reibungslos verlaufen war, fühlten sich die Unterschichtskinder in ihrem Sprachverhalten abgewertet. Sie sahen sich mit Umgangsformen konfrontiert, die nicht ihrer bisherigen Sozialisation entsprachen (Hurrelmann u.a. 2015, S. 35).

Es hat jedoch einige Jahre gedauert, bis die neuen Erkenntnisse der Sozialisationsforschung in die gesellschaftlichen Umdenkprozesse eindringen konnten. Die neue Nachkriegsgeneration verlangte von ihren Eltern nicht nur eine konsequente Nacharbeitung der Kriegsgeschichte. Die '68er übten Kritik auch an der Bildungsungerechtigkeit und schuli-

schen „Auslesepraktiken“ (Hurrelmann u.a. 2015, S. 36). Mensch als Individuum rückte in Vordergrund der Sozialisationsdiskussionen.

Um die unterschiedlichen Bildungserfolge der Kinder zu erforschen schauen die Studien auf verschiedene Aspekte wie die Qualität des Erziehungsstils, die häusliche Sprache, die Anregung zu Hause und im Umfeld, materielle Ressourcen u.a. Zum Punkte Erziehungsstile wurde in einer Studie von Lareau 2011 festgestellt, dass die Mittelschichtseltern einen intensiv kultivierenden Erziehungsstil und Eltern aus der tieferen Schicht eher ein „Daherwachsenlassen“ bevorzugen (vgl. Hurrelmann u.a. 2015, S. 844). Hinzu kommt, dass sozial schlechter situierte Erwachsene dazu neigen, ihre „Lust am Herrschen und Anerkanntwerden“ an ihren wehrlosen Kindern abzureagieren. Der erzieherische Umgang ist geprägt von eigenen, unaufgearbeiteten Erfahrungen der Kindheit. Der Zugang zu den Lebensfragen der Kinder bleibt diesen Eltern aufgrund von eigenen Verletzungen, Verdrängungen und Projektionen versperrt (vgl. Thiersch 1986, 189f). Empirisch und theoretisch ist auf dem Gebiet der Chancengleichheit noch Vieles nicht abgeschlossen. Als bestätigt kann man den Fakt betrachten, dass ein Bildungsabschluss das Erreichen eines Status im Erwachsenenleben begünstigt (vgl. Hurrelmann u.a. 2015, S. 844).

Die Gesellschaft heute kann als offen, demokratisch und leistungsorientiert beschrieben werden. Es kommt auf die Durchsetzungsfähigkeiten und Erfolgskompetenzen des Einzelnen an. Für das Individuum ist es von Vorteil, seine „äußeren und inneren Ressourcen realistisch einzuschätzen und einsetzen zu können“ (Hurrelmann/Bauer 2015, S.131). Um ein Mitglied in so einer Gesellschaft zu werden sollte ein Kind in seiner Entwicklung entsprechend gefördert werden, Input und Anleitung von den Eltern bekommen, echte Anerkennung erfahren. Elternhäuser in einer guten wirtschaftlichen Lage, soliden Erziehungskompetenzen, gut vernetzt und sozial anerkannt bieten ihren Kindern günstige Voraussetzungen bei der Persönlichkeitsentwicklung mitsamt einem guten Start ins eigene Leben (vgl. ebd.). Kindern aus schwächeren sozialen Schichten stehen nicht solche Möglichkeiten zur Verfügung, wie die 4. World-Vision-Kinderstudie 2018 bestätigt. Kinder aus solchen Familien nehmen die existenziellen Sorgen ihrer Eltern und fehlende materielle Ressourcen wahr. Die Teilhabemöglichkeiten für diese Kinder z.B. bei Kreativangeboten, im Verein oder an Fördermaßnahmen zum Ausgleich der schulischen Nachteile sind geringer. Diese Kinder sind einem monotonen Alltag ohne Anreize und gezielte Förderung ausgesetzt. Anstelle von sinnvoller Freizeitgestaltung tritt der Medienkonsum (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015, S. 131).

Für eine gesunde Entfaltung braucht ein Kind also in erster Linie Eltern, die ihr Kind achten und seine Rechte respektieren, die die Gefühle des Kindes tolerieren, und die Bedürfnisse und Kränkungen sensibel erkennen und behandeln. Eine seelische und körperliche

Begleitung des Kindes beim Erwachsenwerden ist unerlässlich. Die Erziehung sowie auch die Sozialisation ist eine wechselseitige Interaktion. Die Eltern haben durch das Kind also auch die Möglichkeit, über sich selbst und über das Wesen des Kindes etwas zu lernen, wenn sie diese Lernbereitschaft mitbringen (vgl. Miller 2008, S. 119f) und ihr Verhalten verändern. Solche Erziehungskompetenzen können Eltern, die sich in Mangellagen befinden, schwer aufbringen. Die Kräfte wenden sie für alltägliche Kämpfe gegen die soziale Ausgrenzung auf. Eigene Kinder werden nicht selten zum Kompensieren eigener verdrängter und unbewusster Bedürfnisse gebraucht. Widersprüchliche Erwartungen und Machtmissbrauch machen aus Kindern nach Worten von Alice Miller *Opfer der Erziehung* (vgl. ebd.). Die Folgen einer erzieherischen Unfähigkeit führen zu unterschiedlichsten Verhaltensausprägungen und Fehlentwicklungen, die das soziale Umfeld herausfordern oder überfordern und eine fachliche Hilfe erfordern.

Schlussfolgernd und auch entwicklungspsychologisch untermauert lassen sich die Gründe für Fehlentwicklungen in mangelnder Erfüllung der Grundbedürfnisse eines Kindes finden. Zu solchen Grundbedürfnissen gehören (vgl. Rätz-Heinisch 2009, S. 233):

- Nahrung, Pflege, Versorgung,
- Sicherheit, Geborgenheit,
- emotionale Zuwendung in stabilen sozialen Beziehungen,
- verlässliche Bindungen
- Umwelterkundung,
- Zugehörigkeit,
- Anerkennung, Wertschätzung,
- Orientierung,
- Selbstbestimmung,
- Selbstverwirklichung,
- Wissen, Bildung.

Risikofaktoren für eine gesunde Entwicklung der Minderjährigen können entstehen, wenn die o.g. Bedürfnisse nicht erfüllt werden (ebd.). Siehe auch psychosoziale Risikofaktoren im Kapitel Resilienzförderung.

1.6 Resozialisierung

Resozialisierung, auch Resozialisation genannt, ist ursprünglich ein strafrechtlicher Begriff. Vor allem im Jugendstrafrecht steht die soziale Eingliederung des Täters und damit zugleich die Verhinderung des Rückfalls im Vordergrund. Im rechtlichen Verständnis hat Strafe nicht

die Aufgabe Schuldausgleich und Gerechtigkeit um ihren selbst willen zu üben, sondern nur dadurch gerechtfertigt ist, wenn sie sich als notwendig erweist zur Erfüllung der präventiven Schutz Aufgabe (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 783). Im Jugendstrafrecht spielen, im Hinblick auf Verantwortlichkeit junger Menschen (§ 3 S.1 JGG) sozialpädagogische Gesichtspunkte mit Bemühungen um soziale Integration eine wesentliche Rolle (vgl. Trenczek/ Tammen 2018, S. 501/ S. 697).

Als ein erziehungswissenschaftlicher Begriff leitet sich Resozialisation von dem Oberbegriff Sozialisation ab. Wie wir jetzt wissen, handelt es sich bei Sozialisation um einen lebenslangen Entwicklungsprozess des Individuums in der Wechselbeziehung zur umgebenden Gesellschaft. Die Vorsilbe Re- soll ausdrücken, dass ein Teil der Sozialisation außerhalb der vorgegebenen sozialen Normen und Wertevorstellung stattgefunden hat, so dass eine Wieder-Eingliederung in die Gesellschaft notwendig ist (vgl. Fachlexikon der sozialen Arbeit 1997, S. 783). Instanzen der sozialen Kontrolle (u.a. Hilfen zur Erziehung) haben die Aufgabe, diese Abweichung im Prozess der Resozialisation zu korrigieren und eine soziale Reintegration zu erreichen (ebd.). Durch den individuellen Lernprozess sollen die Delinquenten und Abweichler beeinflusst werden, die Wertvorstellungen und Rollenerwartungen der Gesellschaft zu internalisieren um weitere Delikte zu vermeiden (ebd.).

Heimerziehung als öffentliche Erziehungshilfeinstanz soll bisherige Sozialisationsfehler und -stagnationen reparieren, indem sie unerwünschte Verhaltensmuster und Einstellungen der Heimkinder in sozial verträgliche Verhaltensweisen verändert. Einstellungsänderungen sind grundsätzlich möglich, jedoch bedeuten sie immer einen Eingriff in die Persönlichkeit. Aus dem humanistischen Ansatz von Rogers ist solche Intervention nur dann gerechtfertigt, wenn der Betroffene unter großem individuellen und sozialen Druck leidet und das Hauptinteresse der Aktivierung seiner inneren positiven Kräfte gilt (vgl. Northoff 2013, S. 120).

Die unerwünschten Einstellungen lassen sich mit Dissonanzerzeugung erschüttern, z.B. (vgl. Northoff 2013, S. 120f):

- **Kognitiv** (Einstellungen durch Beseitigung von Unwissen und Halbwissen verändern)
- **Geänderte Kommunikation** (in direkter Kommunikation oder Diskussionen in Kleingruppen können Menschen persönlich angesprochen werden und zu Reflexion ihres Verhaltens angeregt werden)
- **Neue Vorbilder** (besondere Glaubwürdigkeit haben Personen, die es selbst geschafft haben aus dem „Sumpf“ zu kommen)
- **Materielle und immaterielle Verstärker** (neue Denkweisen belohnen)

- **Eigene Erfahrungen** (durch therapeutische Angebote wie Anti-Gewalt-Training und Rollenspiel kann altes Verhalten hinterfragt und alternatives Verhalten eingeübt werden)
- **Emotionale Tiefe des Lernprozesses** (Spiele ähnlich dem „heißen Stuhl“ wo keine Ausreden zugelassen sind oder körperintensive Rollenspiele beeindruckend oft mehr als an Vernunft appellierende Predigten) (vgl. ebd.)

Strafe als (Re-)Sozialisationsinstrument ist hoch umstritten, denn ihre Wirkung ist aus vielerlei Gründen begrenzt (vgl. Northoff 2013, S. 159). Besonders bei jugendlichen Straftätern ist – vor allem bei Erstverstößen – mit Bestrafung zurückhaltend umzugehen. In der Pubertät erfolgen die meisten delinquenten Taten aus Neugier oder als „Suche nach Toleranzgrenzen der Gesellschaft“. Dieses grenzverletzende Verhalten hört im Regelfall ohne jegliche Reaktion später auf und bedarf keiner staatlichen Sanktion (vgl. Northoff 2013, S. 160). Bei einer Bestrafung würde man die Gefahr der Stigmatisierung und Kriminalisierung laufen, zusätzlich kann das rechtswidrige Verhalten durch negative Kontakte zu Haft- oder Arrestgenossen verstärkt werden (vgl. ebd.).

2. Heimerziehung als staatliche Hilfeleistung

Erziehung obliegt in erster Linie der Familie, so ist es in der deutschen Verfassung verankert. Nicht jede Familie kann diese Aufgabe wahrnehmen oder richtig umsetzen. Die staatliche Hilfe, u.a. in der Form von Heimerziehung, ist bestrebt, den Kindern und jungen Menschen aus Risikogruppen trotz Widrigkeiten einen erfolgreichen Entwicklungsverlauf zu bieten (vgl. Krenz 2007, S.166).

In Deutschland ist das Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII / KJHG), im Jahr 1990 verabschiedet und seitdem mehrmals novelliert, das oberste Gesetzbuch für Kinder, Jugendliche und deren Familien. Die Grundlage der Kinder- und Jugendhilfe bilden die Rechte von Kindern und Jugendlichen. Auch internationale Kinderrechtsabkommen, wie z.B. die UN-Kinderrechtskonvention, werden in Deutschland berücksichtigt. Neben dem SGB VIII (das achte Sozialgesetzbuch) finden sich auch in anderen nationalen Gesetzesbüchern die Regelungen zu Kinderrechten. Von Bedeutung sind das Grundgesetz (GG) und das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) (Rätz-Heinisch 2009, S. 38). Das SGB VIII/ KJHG sichert jungen Menschen das Recht auf Förderung ihrer Entwicklung sowie auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Person. Es ist ein sozialpädagogisch begründetes Recht (ebd.).

Die Erziehung und Pflege der Kinder sind nach dem Artikel 6 GG das natürliche Recht der Eltern. Daraus ergeben sich auch Pflichten für die Entwicklung und Fürsorge. Werden diese Pflichten nicht ausreichend ausgeübt und dem Kind droht Verwahrlosung oder Fehlentwicklung, kann und muss der Staat in die Erziehung eingreifen (Wächteramt des Staates nach Art. 6 GG i.V.m. § 27 SGB VIII). Leistungsangebote nach dem achten Sozialgesetzbuch unterscheiden sich, je nach Interventionsschwelle, in Förderleistungen, Hilfen zur Erziehung und Intervention bei Kindeswohlgefährdung.

Förderleistungen nach §§ 16 ff. SGB VIII dienen mit geeigneten Unterstützungsmaßnahmen der Förderung der Erziehung in der Familie. Hierzu zählen u.a. Beratungsangebote in verschiedenen Problemfeldern für die Eltern, Erziehungsberechtigten und auch für die Kinder (vgl. § 16 Abs.1 SGB VIII).

Wenn die Sozialisationsbedingungen die Kinder und Jugendliche in ihrer Erziehung, Entwicklung oder Ausbildung erheblich benachteiligen, spricht man im Gesetz von einem erzieherischen Bedarf. Ist ein erzieherischer Bedarf des Minderjährigen vorhanden (Benachteiligung oder Mangelsituation), kommen verschiedene Hilfen zur Erziehung mit unterschiedlicher Intensität in Frage (§§ 27 ff. SGB VIII). Neben familienergänzenden Hilfen, wie z.B. sozialpädagogische Familienhilfe (§ 31 SGB VIII) oder Erziehung in der Tagesgruppe (§ 32 SGB VIII) befindet sich in diesem gesetzlichen Abschnitt auch die familienersetzende Hilfe zur Erziehung, die Heimerziehung (§ 34 SGB VIII). Anders als bei § 1666 BGB (Gerichtliche Maßnahmen bei Gefährdung des Kindeswohls) der Fall ist, handelt es sich bei den Hilfen zur Erziehung um Angebote, die nicht mit Eingriffen in das elterliche Sorgerecht verbunden sind (Trenczek /Tammen 2018, S. 486).

Nach dem § 8a SGB VIII hat das Jugendamt zu handeln, wenn eine Kindeswohlgefährdung vorliegt. Bei Abschätzung des Gefährdungsrisikos kann das Jugendamt die Mitwirkung des Familiengerichts anfordern. Sind die Personensorgeberechtigten nicht in der Lage, die Gefahr vom Kind abzuwenden, so kann das Gericht Hilfen aus dem SGB VIII anordnen (§ 1666 Abs. 3 Nr. 1 BGB) oder etwa das Sorgerecht teilweise oder vollständig entziehen (§ 1666 Abs. 3 Nr.6 BGB). Mit dem § 8a SGB VIII wird der Schutzauftrag des Jugendamtes bei Kindeswohlgefährdung formuliert. Bei akuter Krisenhilfe kommen die Kinder oder Jugendlichen oft vorerst in eine Inobhutnahmestelle (nach § 42 SGB VIII), wo sie für kurze Zeit bleiben können, bis eine weitere Intervention klar ist.

Das Jugendamt als Träger der öffentlichen Kinder- und Jugendhilfe entscheidet über die Leistungsansprüche und gewährleistet die Umsetzung der Hilfen durch die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Trägern der freien Kinder- und Jugendhilfe (§§ 3, 4 SGB VIII) (Rätz-Heinisch 2009, S.41). Das Verhältnis zwischen öffentlichen und freien Trägern basiert

auf dem Subsidiaritätsprinzip. In Durchführung der Hilfeleistung wird den freien Trägern der Hilfeangebote Vorrang gelassen. Der öffentliche Träger ist allerdings nicht daran gehindert, neue Angebote zu schaffen, vor allem wenn kein freier Träger diese anbietet oder wenn sie kostengünstiger zu realisieren sind. In der Praxis sind jedoch Hilfeangebote der freien Trägerschaft häufig kostengünstiger. Mit Subsidiarität ist der Staat bemüht, eine Vielfalt an Hilfeangeboten zu schaffen. Um den Bürgern das Wunsch- und Wahlrecht gemäß § 5 SGB VIII zu garantieren ist eine plurale Angebotsstruktur der Hilfeleistungen notwendig (vgl. Rätz-Heinisch 2009, S. 210). Das Subsidiaritätsprinzip spielt auch im Verhältnis zwischen Bürger und Staat eine Schlüsselrolle. Es regelt die Hilfeleistungen in einer Stufenfolge von unten nach oben. Das Individuum, die Familie, das soziale Netz als kleine soziale Einheiten haben das Recht und die Pflicht, die Notlage aus eigener Kraft zu bewältigen. Der Staat soll die Eigentätigkeit und die Eigenverantwortung der kleineren sozialen Einheiten fördern, und erst dann eingreifen, wenn eigene Handlungsstrategien beeinträchtigt sind (vgl. Rätz-Heinisch 2009, S. 208f). Der Gedanke der Subsidiarität will Bevormundung und unnötigen Eingriff in die Privatsphäre der Bürger durch den Staat vermeiden und ist in der Praxis als Hilfe zur Selbsthilfe zu erkennen (vgl. ebd.).

Heimerziehung ist wie alle Angebote der Hilfen zur Erziehung eine freiwillige Hilfe und wird also mit Einverständnis der Eltern bzw. Personensorgeberechtigten i.d.R. auf Antrag gewährt (Bigos 2014, S. 22). Stationäre Hilfe ist für den Bürger nicht kostenfrei. Die Kostenbeteiligung der Eltern richtet sich nach der Höhe des Einkommens und beinhaltet auch den Einsatz des Kindergeldes (vgl. Kostenbeiträge nach §§ 90-95 SGB VIII). In Ausnahmefällen kann ein Gericht eine Heimunterbringung beschließen. Über die Form und Dauer sowie die geeigneten Fördermöglichkeiten wird in der Hilfeplanung nach § 36 SGB VIII entschieden (Rätz-Heinisch 2009, S. 158).

2.1 Grundlegende Heimreformen

Die Heimerziehung ist der „Klassiker“ unter den stationären Unterbringungsformen. Die Geschichte der Heimerziehung weist viele Schattenseiten auf, zu denen Disziplinierung in Form schwarzer Pädagogik, Ausbeutung und Gewaltpraktiken gehören. Sie musste sich vielen Reformbemühungen unterziehen, um eine sozial verantwortbare Instanz zu werden. Mit den Worten vom Pädagogen Herman Nohl ausgedrückt: „...eine Heimerziehung, die von Problemen ausgeht, die die Kinder und Jugendliche haben und nicht von denen, die sie machen“ (Rätz-Heinisch 2009, S. 150).

Die Skandale über die Erziehungspraxis in den Heimen und die öffentliche Kritik an der Monopolstellung der Heimerziehung trugen seit den 1970er Jahren zu der grundlegenden

Heimreform bei. Veränderungen der Rahmenbedingungen und Konzeptionsformen und vor allem der inhaltlichen Ausgestaltung der Heimerziehung gehen vor allem auf vier Theoriepunkte zurück (vgl. Gabriel/Winkler 2003, S. 170f):

- Hospitalismusforschung

Die Ergebnisse der Hospitalismusforschung (Spitz, Bowlby) belegten, dass vor allem für kleine Kinder die institutionellen Strukturen einer Heimunterbringung schädliche Auswirkungen haben können. Das führte zu Schließung der Säuglingsheime und Bevorzugung der familienanalogen Betreuungsformen für kleine Kinder.

- Labeling approach

Der Etikettierungsansatz löste eine Kritikwelle an Definitionsprozessen im Rahmen der Heimsozialisation aus. Defizite und Stigmata als Ausgangspunkt der Heimpädagogik zu akzeptieren bedeutet in Folge die Verfestigung der sozialen Ausgrenzung.

- Totale Institution

Eine gewisse Isolation von der Gesellschaft und die Kontrolle aller Vorgänge durch die autoritäre Organisation versteht man nach Goffman unter dem Begriff der „totalen Institution“. Das Ziel, die Kinder und Jugendlichen zu gesellschaftsfähigen Menschen zu erziehen kann unter den künstlich hergestellten Bedingungen nicht gelingen; es gilt die Ziele der Institution zu erreichen. Die Kritik an Organisation Heim führt zu Dezentralisierung und Öffnung der Institution zum gesellschaftlichen Umfeld. Auch die innere Konzeption wird neu gedacht und lässt Alternativen wie betreutes Wohnen oder Jugendwohngruppen entstehen.

- Lebensweltorientierung

Mit der Abkehr von der „totalen Institution“ und von klassischen Hilfeformen ziehen lebensweltorientierte Wandlungsprozesse in die soziale Arbeit ein. Hans Thiersch hat den Begriff der Lebensweltorientierung in die Soziale Arbeit eingeführt. Gemeint ist mit diesem Konzept eine am individuellen Alltag der Betroffenen orientierte Hilfe. Den Lebensentwürfen und Problembewältigungsstrategien der Betroffenen ist mit Respekt und Akzeptanz zu begegnen. Dennoch ist eine maßvolle und positive Kritik am Umgang mit Alltagsproblemen angebracht um den Hilfesuchenden einen gelingenderen Alltag und schließlich ein glücklicheres eigenes Leben zu ermöglichen. Obwohl der alltagsorientierte Ansatz als u.a. zu niederschwellig kritisiert wurde und der Begriff fast inflationär genutzt wurde, ist bis heute eine an der Lebenswelt der Betroffenen orientierte Hilfe Grundlage für die meisten Arbeitskonzepte der Sozialen Arbeit (Gabriel/Winkler 2003, S. 170f).

Mit einstigen Waisenhäusern oder Erziehungsanstalten ist die heutige Heimerziehung nicht zu vergleichen. Um individuelle Settings umzusetzen sind Großheime schrittweise in kleinere familienähnliche Wohneinheiten überführt worden. Großküchen und Wäschereien der Heime wichen der Selbstversorgungsstruktur. Aus großräumigen Schlaflsälen wurden persönlich gestaltete Wohnräume. Heimerziehung hat sukzessive ihren Anstaltscharakter verloren und wird dank weiteren stationären Unterbringungsformen nicht mehr als primäre Form der Fremdunterbringung wahrgenommen (Rätz-Heinisch 2009, S. 154). Zu früheren Konzeptionen liegt der Unterschied auch darin, dass nicht die Normalisierung der Person, sondern die Normalisierung der Lebensverhältnisse der Betroffenen angestrebt wird. Die ungünstigen Lebensbedingungen der Heimkinder werden in der milieuorientierten Heimerziehung zunächst als Potenzial für Veränderungen betrachtet (vgl. Bigos 2014, S. 23).

2.2 Aufgaben und Ziele

Unter Heimerziehung versteht sich eine familienersetzende Hilfeleistung, bei der das Kind oder der Jugendliche für einen gewissen Zeitraum außerhalb der Familie untergebracht wird. Er lebt also Tag und Nacht an einem anderen Ort. Die Aufgabe der Heimerziehung besteht in Betreuung, Begleitung und Unterstützung der Minderjährigen mit dem Ziel, ihnen entwicklungsfördernde Erfahrungen zu verschaffen. Als primäres Ziel wird die Reintegration des Kindes in die Familie angestrebt. Daher empfiehlt es sich parallel zu Heimunterbringung die konfliktbeladene Familiensituation durch geeignete Maßnahmen wie z.B. Beratung und ambulante Unterstützung soweit zu verbessern, dass eine Rückführung des Kindes in die Familie auf Dauer möglich ist (vgl. § 37 SGB VIII). Die Elternarbeit gehört auch zu festem Bestandteil des Heimerziehungskonzeptes, um die Rückkehr des Kindes oder des Jugendlichen in ein stabilisiertes Zuhause zu ermöglichen. Ist das Ziel der Rückführung in die Ursprungsfamilie nicht zu erreichen – wenn sich also die familiären Lebensbedingungen nicht nachhaltig, um das Wohl des Minderjährigen zu gewährleisten, verbessert haben – ist eine neue Lebensperspektive für das Kind oder den Jugendlichen zu erarbeiten. Zudem besteht die Aufgabe der Heimerziehung darin, mit anderen Institutionen der Bildung und Gesundheit zu kooperieren. Dazu zählen Schulen und Ausbildungsbetriebe, Kinder- und Jugendpsychiatrien, Beratungsstellen und verschiedene Therapieeinrichtungen (Rätz-Heinisch 2009, S.160).

Meistens wird stationäre Erziehung dann angeboten, wenn bisherige Hilfeangebote erfolglos waren, oder Gewährung anderer Möglichkeiten mutmaßlich nicht greifen würde. Die Qualität der Heimerziehung, insbesondere die Qualifikation der Facharbeiter vor Ort (aber auch der kooperierenden Professionellen), spielt für den Erfolg eine wesentliche Rolle. Des

Weiteren hängt die Erreichung des Zieles *Reintegration in die Herkunftsfamilie* von dem Ausmaß der Verhaltensstörung beim Kind und der Schwere der Problemfelder im familiären Umfeld ab (vgl. Bigos 2014, S. 25f). Auf der Suche nach den Ursachen des abweichenden Verhaltens nutzt die Heimerziehung verschiedene therapeutische Methoden und wirkt mit notwendigen interdisziplinären Professionellen zusammen (ebd.).

Das Recht auf weiterführende Hilfen auch nach dem 18 Lebensjahr ist im § 41 SGB VIII vorgesehen. In der Realität wird die Betreuung nach Volljährigkeit unterschiedlich gehandhabt. Sozialisationsprozesse weisen nach, dass Reife wenig mit Alter zu tun hat. So fühlen sich „care leaver“ nach dem Verlassen des Heimes oft mit den neuen Anforderungen überfordert, wenn sie ihre Existenz ohne jede Nachsorge alleine schultern müssen. Die Erwartungen an junge Erwachsenen sind ohne hin schon hoch (Ausbildung, Wohnung, Finanzen, Beziehungen...), zusätzlich müssen sie den Übergang aus einem institutionellen Hilfesystem in die Freiheit bewältigen. Diese Betreuungslücke führt nicht selten zu einem Absturz in eine prekäre Lebenslage (vgl. 15.Kinder- und Jugendbericht 2017, S. 438).

Heimerziehung ist für seine Adressaten ein sozialpädagogischer Lebensort. Langfristig gesehen sollen die Betroffenen befähigt werden, eigene Bewältigungsstrategien zu entwickeln um Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Es sind Beteiligungssituationen zu schaffen, die durch unermüdliche und motivierende Unterstützung der Fachkräfte den Minderjährigen Erlebnisse auf den Gebieten der Selbstwirksamkeit, Widerstandsfähigkeit, Teamwork, Kreativität u.a. ermöglichen. Ein positives Selbstbild als Grundvoraussetzung für den Glauben in eigene Fähigkeiten muss bei den meisten Adressaten der Heimerziehung erst herausgebildet werden.

2.3 Adressaten der Heimerziehung

Die Forschungszahlen zu den Ursachen der Inanspruchnahme von Heimerziehung belegen einen Zusammenhang zwischen Hilfebedarf und sozialstrukturellen Gegebenheiten. Zu den sozialen Faktoren, die Entstehung von Hilfebedarf begünstigen zählen Empfang der Hilfe zum Lebensunterhalt, Haushalte mit Kindern mit alleinerziehendem Elternteil, Arbeitslosigkeit und die Wohnverhältnisse (Gabriel/ Winkler 2003, S. 58f). Eine temporäre Arbeitslosigkeit mag eine Familie leichter verkraften, solange sie Perspektiven zur Besserung hat. Gerät die Person in eine Langzeitarbeitslosigkeit und ist auf Arbeitslosengeld- oder Sozialhilfebezug angewiesen, schafft die Bedrohung von Armut und möglicherweise Wohnungsverlust einen enormen Druck. Sicher gibt es viele Familien, die auch derartige Lebenslagen mit bemerkenswerten Kompetenzen meistern. Mit den Belastungsfaktoren steigt für viele Familien auch die Gefahr, die Erziehungsaufgaben nicht mehr kindgerecht zu bewältigen.

Der Bedarf an Fremdunterbringung und Heimerziehung nimmt unter solchen Bedingungen zu. Die Indikatoren für Heimerziehung widerspiegeln die Bewältigungsschwierigkeiten der Alltagsanforderungen unter Mehrfachbelastung und sind in der folgenden Tabelle eingruppiert (vgl. Rätz-Heinisch 2009, S. 158):

Vorübergehende oder dauerhafte Abwesenheit der Eltern (Krankenhausaufenthalt, Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik, Antritt einer Haftstrafe, Verschwinden, Tod, Flucht der Kinder aus ihrem Herkunftsland);
Ablehnung oder Scheitern der Elternschaft, Überforderung mit der Erziehungsverantwortung (alle Formen des Kindesmissbrauchs: sexueller Missbrauch, Vergewaltigung/ sexuelle Nötigung, Kinderpornografie, körperliche Misshandlung, psychische Misshandlung, Vernachlässigung, Scheitern von Pflege- oder Adoptionsverhältnissen);
Massive Entwicklungsprobleme oder Entwicklungsgefährdungen (Beziehungs- und Ablösungskonflikte, Schulverweigerung, Ausreißen);
Seelische Behinderungen (Psychosen, Neurosen, Sucht und Suchtgefährdung, massive Affekt- oder Persönlichkeitsstörungen etc.).

Quelle: *ebd.*

Die Klärung und Aufarbeitung dieser komplizierten Umstände mit betroffenen Kindern, Jugendlichen und Eltern ist ein Teil der sozialpädagogischen Hilfeleistung.

Wird ein Kind oder Jugendlicher stationär in einer Heimeinrichtung untergebracht, sind die vorausgegangenen Probleme i.d.R. schon länger festgefahren und das Erziehungsgeschehen ist unter Druck geraten. Die Stressbelastung und Überforderung in der Familie hat zu unerwünschten Verhaltensänderungen bei dem betroffenen Kind geführt. Bei einigen jungen Menschen wurde schon vor der Heimunterbringung oder währenddessen, neben Störung des Sozialverhaltens und Emotionen (F 92 ICD 10), eine Bindungsstörung (F 94.2 ICD 10) diagnostiziert. Unsichere Bindungen sind Ursache für vertrauensbasierte Hemmnisse, die sich in Schwierigkeiten bei der Beziehungsarbeit offenbaren.

Auch wenn sich psychoanalytisch erklären lässt, wie ein Mensch Schutzmechanismen und kompensatorische Verhaltensmuster entwickelt um mit Mangel oder Abweisung klar zu kommen (vgl. z.B. Psychoanalyse nach S. Freud), toleriert die „zivilisierte“ Gesellschaft im institutionellen Kontext ein solches von der Norm abweichendes Verhalten nicht unbedingt. Heimerziehung soll mit geeigneten pädagogischen Mitteln die kritischen Verhaltensweisen in sozialverträgliche Umgangsformen ändern und den jungen Menschen in notwendiger Form stärken, damit er seinen zukünftigen Lebensweg möglichst aus eigener Kraft

beschreiten kann (Hilfe zur Selbsthilfe). Die äquivalente Formulierung aus dem Gesetzbuch findet sich z.B. im § 1 Abs. 1 SGB VIII und definiert als Erziehungsziel eine „eigenverantwortliche und gemeinschaftsfähige Persönlichkeit“.

Eine Unterbringung im Heim ist für ältere Kinder oder Jugendliche geeignet. Bei Kleinkindern könnte eine Heimunterbringung die Bindungsvorgänge und emotionale Geborgenheit gefährden, die die kleineren Kinder für ihre psychosoziale Entwicklung benötigen (Folge der Hospitalismusforschung). Für dieses Alter wird Unterbringung in Pflegefamilien bevorzugt, in der Rechtssprache Vollzeitpflege nach § 33 SGB VIII genannt. Die Integration von älteren Kindern und Jugendlichen in eine Pflegefamilie wird wiederum aufgrund von Ablösetendenzen schwierig sein, so dass für diese Altersgruppe eher Heimerziehung oder betreute Wohnformen, die im § 34 SGB VIII geregelt sind, in Betracht kommen (vgl. Northoff 2013, S. 79).

2.4 Arbeitsmethoden

Kinder und Jugendliche in der stationären Erziehung leben meist in Wohngruppen und verfügen über Doppel- oder Einzelzimmer. Methodisch ist Heim also ein gruppenpädagogisches Setting. Manche Gruppen sind nach Alter oder Geschlecht zusammengesetzt. Das Leben im Heim ist alltagsnah strukturiert. Neben Schulbesuch, gemeinsamen Mahlzeiten, Hausaufgabenvorbereitung gehören auch Freizeitaktivitäten oder Pflichttermine zu der Tagesstruktur. Organisation des Gruppenalltags erfordert Aushandlung von Regeln und Vereinbarungen für das Zusammenleben (Rätz-Heinisch 2009, S.160).

Alle Hilfeformen des Jugendhilferechts arbeiten auf der Grundlage der *Lebensweltorientierung*. Die sozialpädagogischen Handlungsansätze ergeben sich aus der individuellen Lebenssituation der Betroffenen und sollen das engere Umfeld des jungen Menschen, vor allem die Eltern, Geschwister, wichtige Familienmitglieder und Freunde, in die pädagogische Arbeit einbeziehen (vgl. § 27 Abs. 2 SGB VIII). Das Konzept der Lebensweltorientierung zielt auf die Integration der Betroffenen in das gesellschaftliche Alltagsleben (Normalisierungsarbeit) und wendet sich gegen jede Form der Ausgrenzung (Trenczek/Tammen 2018, S. 467).

Weiterer Grundsatz des Heimalltags ist die *Beteiligung*. Es ist davon auszugehen, dass Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung aufgrund von ihren bisherigen Erfahrungen nicht automatisch offen für Beteiligungsprozesse sind. Im Sinne des Empowerment-Ansatzes sollten die Minderjährigen von Mitarbeitern zur Beteiligung angeregt und

eingeladen werden. Die Beteiligungsmöglichkeiten ergeben sich aus dem Zusammenleben und können viele Gesichter haben (Rätz-Heinisch 2009, S. 162):

- Wahl der Gruppensprecher und Teilnahme an Gruppenrunden
- Umsetzung der Beschwerde- oder Befragungsverfahren
- Eigene Aktenführung
- Erarbeitung von Heimregeln
- Verwaltung eines Budgets für Aktivitäten
- Mitbestimmung bei Gruppenaktivitäten oder Ferienfahrten
- Planung und Durchführung von Festen oder Ausflügen
- Gestaltung von Räumlichkeiten oder Außenflächen
- Ausgestaltung des eigenen Zimmers
- Entscheidungen über den Essensplan, gemeinsames Kochen
- Aufteilung von Arbeiten

Der Leitgedanke, aus dem sich die grundlegenden Umgangsprinzipien in dem Heimalltag ableiten lassen, ist die Tatsache, dass junge Menschen Träger der Grundrechte sind. Der Minderjährige ist ein Wesen mit *Menschenwürde* und dem eigenen Recht auf Entfaltung seiner Persönlichkeit im Sinne der Art. 1 Abs. 1 und Art. 2 Abs. 1 GG (vgl. GG). Am Beispiel der Grundrechte für die Kinder- und Jugendheime in Hessen, erarbeitet vom Hessischen Sozialministerium, kann das Rechtsverständnis im Umgang mit jungen Menschen in staatlichen Einrichtungen veranschaulicht werden:

>Entfaltung der Persönlichkeit

>Unantastbarkeit der Würde des Menschen

>Recht auf Bildung

>Recht auf Glaubens- und Bekenntnisfreiheit

>Recht auf Information und Meinungsäußerung

>Recht auf Eigentum

>Selbstständigkeit und Selbstverantwortung

- **Gestaltung und Ausstattung der Räumlichkeiten**
- **Wahrung der Intimsphäre**
- **Übernahme von Verpflichtungen im Rahmen des Heimlebens**
- **Freizeitgestaltung**
- **Kontakte innerhalb und außerhalb des Heimes**
- **Besuchsregelung**
- **Urlaub**
- **Umzüge (innerhalb des Hauses)**

>Interessenvertretung

>Petitionsrecht

(Quelle: www.berater-kijuv-hessen.com)

Um die Qualität der Hilfeleistung zu überwachen und eventuelle Mängel im Verlauf der Hilfe zu entdecken wird das Hilfeplanverfahren angewendet. Die Hilfeplanung ist also ein Kontrollinstrument des Jugendamts, welches die Notwendigkeit und Wirkungskraft der Hilfe überprüft. Die Mitwirkung aller am Hilfeprozess Beteiligten ist als Verfahrensvorschrift im § 36 SGB VIII festgeschrieben. Alle Stadien dieses Prozesses werden in Zusammenarbeit von allen Hilfeakteuren gestaltet. Das Zusammenspiel der Akteure nennt sich in der Fachsprache ein sozialrechtliches Dreiecksverhältnis; an der Hilfeplanung und schließlich an der Entscheidung über die Hilfeform, die Intensität und die Ziele einer Leistung wirken die Leistungsberechtigten/ Nutzer (Kind und Personensorgeberechtigten), die Leistungsgewährer (Jugendamt als Kostenträger) und die Leistungserbringer (freier Träger) zusammen (vgl. Rätz-Heinisch 2009, S. 221f).

2.5 Hilfe oder Kontrolle

Die Kontrolldimension der Jugendhilfe hat ihre Wurzeln in der Geschichte. Wer früher mit seinem Verhalten die öffentliche Ordnung störte, war ein Fall für die Jugendhilfe. Sanktionen und Abschreckung bestärkten die Kriminalisierungstendenzen von sozial unerwünschtem Verhalten. Im Zuge der Demokratisierung der Gesellschaft wurde die sozialintegrative Absicht des Sozialstaats immer wichtiger und pädagogische Maßnahmen zogen in die Jugendhilfepraxis ein. Es sollte versucht werden, die sich in der Entwicklung befindlichen Jugendlichen wieder in die Gesellschaft einzupassen (vgl. Böhnisch 2001, S. 160ff). Es ist nur logisch, dass sich die integrativen Ziele der sozialen Hilfe auch heute noch an gesellschaftlichen Normen orientieren.

„Soziale Hilfen sind also Anpassungshilfen an gesellschaftliche Mindeststandards von Alltagsbewältigung, sozialer Sicherheit und sozialer Teilhabe“ (Böhnisch 2001, S. 163). Die staatlichen Hilfen haben eine sowohl integrierende wie auch kontrollierende Funktion. Der integrierende Charakter gibt dem Durchschnittsbürger die Sicherheit, dass er bei sozialer Schieflage auf die Unterstützung der Gesellschaft – ganz im Sinne der Solidarität- zählen kann (vgl. ebd.). Der Kontrollcharakter zeigt sich dann, wenn die Gesellschaft bei sozialen Abweichungen, die sie in ihrer Alltagsordnung nicht selber regeln kann, zur Hilfe ruft. In diesem Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle muss die Jugendhilfe auch heute agieren und durch pädagogische Intervention die Re-integration in die gesellschaftliche Normalbiographie anstreben (ebd.).

Dieser Spannungszustand ist natürlich und nachvollziehbar und sollte akzeptiert werden. So wie jeder Haushalt, eine Wohngemeinschaft oder eine Schulkasse Regeln des Zusammenlebens für sich definieren, so kann die Gesellschaft auch nur bei Einhaltung gewisser

Grundordnung funktionieren. Und mehr noch: erkennt man, wie die gesellschaftlichen Vorgänge funktionieren (Ausgrenzung, Anerkennung, beruflicher Erfolg, Einfluss...), erleichtert es jedem Menschen die Chancen für sich zu nutzen. Die gesellschaftliche Kontrolle dient demzufolge der Orientierung im Sozialisationsprozess. Die Jugendhilfe als Erziehungs- und Kontrollinstanz kann nur aus dem Wissen um diese Spannung den Etikettierungstendenzen begegnen (Böhnisch 2001, S. 164). Der Kreis schließt sich mit der Erkenntnis, dass die Entstigmatisierung nicht nur ein Kampf der Jugendhilfe sein kann, sondern auch eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe sein muss.

Die Reform der Jugendhilfe, inhaltlich wie organisatorisch, hat in der Praxis sichtbare Besserung gebracht. Trotz der Modernisierung und Neuausrichtung (z.B. Thiersch' lebensweltorientierter Ansatz) braucht Jugendhilfe fortwährende Reflexion und konstruktive Kritik ihrer Praxis um Jugendhelferkarrieren zu verhindern, Entstigmatisierung zu begünstigen und den institutionellen Kontrollcharakter zu verhindern. Dabei helfen folgende Prinzipien (vgl. Böhnisch 2001, S. 167):

- Durch regionale Nähe der Heimeinrichtung bleibt das Herkunfts- und Gleichaltrigen-Milieu erhalten. Die Hilfe soll sich in die Biografie der Minderjährigen integrieren und nicht umgekehrt.
- Zu starke Spezialisierung der Arbeitsformen fördert die Abschottung der Hilfen voneinander. Die Hilfeleistung sollte aus „einer Hand“ sein und als Organisator und Koordinator erforderlicher spezifischer Hilfen fungieren.
- Nicht die Anpassung an die Institutionalisierung der Problemlage des Jugendlichen steht im Mittelpunkt, sondern der erzieherische Bedarf, der sich aus dem individuellen lebensweltlichen Umfeld erschließt. Für jeden Jugendlichen sollte eine einmalige, seiner Individualität entsprechende Lebensform geschaffen werden.
- Der Sozialarbeiter muss sich seiner Stereotypen bewusstwerden. Problembewertung basiert eben nicht auf Tatsachen, sondern auf Deutungen. Durch organisationsnahe Supervision können die Kommunikations- und Handlungsfehler im Team minimiert werden (vgl.ebd.).

2.6 Institution Heim

Die moderne Heimerziehung hat in den meisten Punkten den Charakter einer totalen Institution, wie Goffman diese beschrieben hatte, weitgehend abgebaut. Einige institutionelle Auswirkungen können jedoch nicht abgeschafft werden, was in der Natur einer

Organisation liegt. Die Entwicklungs- und Sozialisationsprozesse der Heimkinder sollen durch das Arrangieren günstiger Lebens- und Lernbedingungen gefördert werden. Somit sind die anspruchsvollen Aufgaben der Heimerziehung immer unter den Bedingungen institutioneller und professionalisierter Erziehung zu bewerkstelligen (vgl. Freigang 1986, S.31).

Die Lebensgemeinschaften in Heimen sind ständigem Wechsel von Mitarbeitern und Kindern ausgesetzt. Das führt zur sozialen Instabilität, wo die pädagogische Arbeit gerade auf der Beziehungsbasis entfaltet werden soll. Die Beständigkeit des Erziehers als Individuum ist nicht gegeben, er muss für den Systemerhalt austauschbar bleiben. Zusätzlich wirkt sich der Schichtdienst und der Wunsch nach Trennung von Beruf und Privatleben auf die Entstehung belastbarer Beziehungen negativ aus. Auch die Kinder kommen und gehen, es gibt kein Anfang und kein Ende der Gruppenprozesse in der Heimerziehung. Ohne die perspektivische Dimension einer Beziehung kann sich im Regelfall keine wirkliche Bindung entwickeln (vgl. Freigang 1986, 31f). Bürokratisierung der Hilfe als staatlicher Rechtsanspruch erschwert auch die Herausbildung ungezwungener, vertrauensvoller Beziehungen. Mit der Erklärung, dass Kinder ihre Zeit auch planen lernen müssen, werden viele das Kind betreffende Entscheidungen in langwierigen und intransparenten Planungs- und Bewertungsprozessen von „fremden“ Leuten geprüft und entschieden. Somit wird das Kind zum Fall, seine Existenz wird öffentlich, seine Wünsche in Akten und Protokollen ungeschützt jedem zugänglich (vgl. ebd.).

Die Heimbewohner spüren die Kontrollmechanismen und den formalen Rahmen eines arrangierten Lebensfeldes, indem sie sich oft unfrei und fremdbestimmt fühlen. Trennungszeiten von ihren Bezugspersonen wegen Urlaub oder Krankheit müssen sie einfach hinnehmen. Taschengeldzuteilung oder Abhängigkeit von materieller Versorgung als alltagsorganisatorische Elemente der institutionellen Erziehung können Konflikte und Unzufriedenheit auslösen. Für Beibehaltung der eigenen Autonomie und Ausbildung einer individuellen Persönlichkeit sind institutionelle Strukturen eher hinderlich. Die Heranwachsenden entwickeln sekundäre Anpassungsmechanismen, um sich vor den Identitätszuschreibungen und Vorschriften der Institution *Heim* zu schützen. Durch unerlaubte Taten oder Verweigerungshaltung nicht nur in der Eingewöhnungsphase demonstrieren sie, dass sie sich nicht unterwerfen lassen (vgl. Wolf 1999, S. 112).

Um bewusst die negativen institutionellen Merkmale zu vermeiden setzt die neue Heimorganisation heute vermehrt auf Dezentralisierung, Entspezialisierung, Regionalisierung, Professionalisierung und Individualisierung. Die nachhaltige Veränderung ist immer ein Prozess und daher ist auch die Heimreform noch lange nicht abgeschlossen, denn

„institutionelle und strukturelle Bedingungen sowie deren Veränderung sind nicht an sich wirksam, sie werden immer erst durch die beteiligten Menschen wirklich“ (Freigang 1986).

3. Akteure im Heimalltag

Kind

Die multiplen und oft anhaltenden Belastungen führen zur Ausprägung bestimmter Verhaltensweisen, die dem jungen Menschen in erster Linie zur individuellen Bewältigung dieser Schieflagen dienen. Für die pädagogische Intervention ist der adäquate Umgang mit abweichendem Verhalten das Grundprogramm, wobei es hier nicht um eine schnelle Symptombekämpfung geht. Die Fachkraft muss sich bewusst machen, dass den oft bindungsgestörten Kindern und Jugendlichen kein anderes Handlungsmodell bezüglich ihrer Verhaltensweisen zur Verfügung steht. Das abweichende Verhalten ist in seinem subjektiven Kern als Bewältigungsverhalten zu erkennen. Die Hilfen sollten auf diesen Ausdruck des Selbst zielen und neue Formen des Sozialverhaltens anbieten (vgl. Böhnisch 2001, S. 179).

Der junge Mensch, der die Schule schwänzt, schwächere Kinder bedroht und delinquentes Verhalten zeigt, ist also im Heim gelandet. Die pädagogische Aufarbeitung seiner Problemlage geschieht i.d.R. in der intensiven Hilfe durch den Bezugserzieher. Der interaktive Vorgang zwischen Kind und Erzieher kann nur auf der emotionalen Ebene stattfinden. Die Grundvoraussetzung dafür ist die Akzeptanz von Devianz als subjektive Bewältigungshandlung für dahinter liegende Notlagen. Verstehen und Akzeptieren beinhaltet jedoch nicht die Tat billigen oder gutheißen. Diese Position des Erziehers muss kommuniziert werden und kann das Fundament für die Beziehungsarbeit sein (Böhnisch 2001, S. 183).

Auf der Suche nach Zugehörigkeit und Anerkennung greifen junge Menschen zu sozial auffälligen Mitteln, zu Gewalt und Delinquenz. Sie suchen Anschluss bei devianten Cliques um Gruppenzusammenhalt zu erfahren. Hinter diesen Handlungen verbirgt sich ein Mensch, der sein Selbstwert verloren hat und seine nicht erfüllten Bedürfnisse auch abseits der Regeln versucht zu befriedigen. Gute Pädagogik bemüht sich das verschüttete Selbstwertgefühl zu reaktivieren. Der junge Mensch benötigt im Heimkontext eine vertrauensbildende Umgebung, in der er zu sich selbst kommen kann, als Mensch akzeptiert wird und tragbare soziale Beziehungen (zu Mitbewohnern und zu Pädagogen) aufbauen kann. Den Zugang zum abweichenden Verhalten sollte die Pädagogik über das emotionale Selbst und nicht über das Delikt suchen (Böhnisch 2001, S. 183).

Erzieher

Besonders in Zeiten von andauernden alltagspädagogischen „Rückschlägen“ und schwindender körperlicher und psychischer Energie kann ein Pädagoge schnell Zweifel an seiner Berufseignung entwickeln. Nur selten erhält er in seiner Rolle eine positive Bestätigung. Der hohe Anspruch an die Professionalität kann sogar Versagensängste aktivieren, die ihn bei bindungsrelevanten Situationen hindern. Der Pädagoge kann sich nicht gekränkt zurückziehen (Bigos 2014, S. 56f). Wichtig ist, die Vermeidungshaltung des Kindes zu akzeptieren und die in der Interaktion ausgelösten Gefühle klar zu verbalisieren. Um die Kommunikation aufrechtzuerhalten ist eine wertschätzende, wohlwollende und authentische Haltung dem jungen Menschen gegenüber vorteilhaft.

Zahlreiche Burnout-Studien für Pädagogen beschäftigen sich mit Risikofaktoren für die Gesundheit und haben folgende berufsrelevante Ressourcen ermittelt: „Selbstakzeptanz, Genussfähigkeit und emotionale Ausgeglichenheit, Selbstsicherheit/ Ich-Stärke, um unbequeme Forderungen zu vertreten, Stressverarbeitungs-, Konflikt- und Problemlösekompetenz, flexible Zielbindung, Ausdauer, aktives soziales Netz, Distanzierungsfähigkeit, ein lebbares Rollenideal, ein dosiertes Engagement für Sachprobleme und Menschen, Geduld, Selbstkritik, Kommunikationsfähigkeit und -bereitschaft, intellektuelle Neugier für Problemlagen und Problemverarbeitung ihrer Zielgruppen, Selbstdisziplin, Modellverhalten, Organisationstalent, physische und psychische Belastbarkeit“ (Gabriel/ Winkler 2003, S. 91). Nicht alle diese Fähigkeiten kann man sich fachlich aneignen. Das Wissen um eigene Stärken reicht nicht aus. Auch die Schwächen muss man kennen um eigene Grenzen zu akzeptieren und Gefahrensituationen frühzeitig entgegen zu wirken. Regelmäßige Selbstevaluation, kollegiale Beratung, Supervision und gezielte Fortbildung kann auf Dauer die berufliche Motivation erhalten (ebd.).

Team

Aufgrund von relativ hoher Mitarbeiterfluktuation kommt dem Team eine wichtige Aufgabe zu. Jeder Wechsel belastet die pädagogische Arbeit zusätzlich und verlangt von Mitarbeitern und Kindern, sich neu aufeinander einzuspielen. Teamentwicklungsprozesse werden durch Supervision – heute als Qualitätsstandard etabliert - professionell begleitet und angeregt. Der Pädagoge ist leistungsfähiger und psychisch stabiler, wenn die Institution Heim durch gute Arbeitsbedingungen für das Wohl seiner Mitarbeiter die Verantwortung übernimmt. Aus einer sicheren Arbeitsbasis heraus und mit unterstützendem Team und Leitung im Rücken, kann ein Pädagoge mehr Sicherheit in seinem Handeln erlangen und angstfrei die Beziehungsarbeit mit dem Heimkind aufnehmen (vgl. Bigos 2014, S. 58f).

Im täglichen Zusammenleben ist ein einheitliches, im Team beschlossenes Handeln von essentieller Bedeutung. Mit Normensicherheit und Standhaftigkeit im alltäglichen Verhalten (Hausregeln, Putz- und Ordnungsstandards, Umgangsnormen) schafft der Erzieher die notwendige Stabilität und Verlässlichkeit, die eine Basis für Umorientierung der Kinder und Jugendlichen bieten kann (vgl. Freigang 1986, 182f). Individuelle Unentschlossenheit, Wertewillkür und teamschwächende Inkonsequenz bietet eine Angriffsfläche für kindliche Machtspiele und Willensdurchsetzung. Fehlende Ordnungsfaktoren im Tagesablauf führen zu Orientierungslosigkeit und Grenzenlosigkeit. Die professionelle Haltung des Erziehers, als Leitfaden seines pädagogischen Handelns, sollte sich an erzieherischen Zielen der Kinder und Jugendlichen orientieren (vgl. ebd.).

3.1 Beziehungsarbeit

Abgeleitet von verhaltenspsychologischen und sozialisationstypischen Mechanismen wissen wir heute, dass Beziehungsarbeit die Grundlage für eine erzieherische Beeinflussung des jungen Menschen ist. Mit „Verordnung“ der stationären Hilfe soll das Kind bzw. der Jugendliche seine vorgeprägten Verhaltensweisen ablegen. Der Wechsel von dem Lebensbereich Familie in den Lebensbereich Heim ist nicht selten mit Schuldgefühlen und Versagensängsten verbunden. Der „Erziehungsbedürftige“ glaubt nicht an eine liebevolle Zuneigung und steht aufgrund seines inneren Arbeitsmodells dem neuen Beziehungsangebot eher skeptisch gegenüber. Für sein Selbstkonzept ist die neue Situation eine Bedrohung (vgl. Bigos 2014, S. 53).

Im Kapitel *Elternarbeit* wird bekräftigt, dass der Einzug ins Heim für Kind und Eltern mit diffusen Gefühlen, Druck und Beziehungsabbruch verbunden ist. Eine Konkurrenzhaltung der Kernfamilie gegenüber setzt die Chancen für eine positive Beziehungsarbeit und somit für positive Entwicklungserfahrungen herab.

Die Bindungsforschung belegt, dass Menschen in der Lage sind, basierend auf Erfahrung mit anderen Bezugspersonen, ihre vorhandene Bindungskonzepte zu verändern. Diese Veränderungen dürfen nicht zu früh erwartet werden. Die Vermittlung von bindungskorrigierenden Erfahrungen ist ein langfristiger Resozialisierungsprozess und kann durchaus als realistisches Ziel einer modernen Heimerziehung verstanden werden (vgl. Bigos 2014, S. 53).

Die Arbeitspraxis der Heime nutzt die Methode der Bezugserzieher, um dem Kind eine neue Bindung anzubieten. Diese Bezugsperson sollte sich über eine lange Zeit um das körperliche und seelische Wohl des Kindes kümmern, denn nur eine beständige und

wiederholende Erfahrung mit dieser Person bildet eine sichere Basis bei der Erkundung der neuen Umwelt. Ein konstruktiver Umgang mit institutionellen Hürden wie dem Schichtdienst ist wichtig und muss vom Team herausgearbeitet und mitgetragen werden (vgl. Bigos 2014, S. 55). In der Eingewöhnungsphase sollten die bindungsrelevanten Situationen (Gefühlsregulation, Erwerb korrekativer Erfahrungen) der Bezugsperson vorbehalten bleiben, später kann eine feinfühligere Ersatzfigur für solche Aufgaben einspringen. Die Beziehungsdynamik nimmt seinen Lauf, wenn zwischen dem Pädagogen und dem Heimkind eine Bindungsbeziehung entstanden ist. Durch Autonomiestreben und Grenzen Austesten prüft das Kind bzw. der Jugendliche die Tragfähigkeit dieser Beziehung. Jetzt gilt es Konfliktfähigkeit beweisen, Aushandlungsprozesse aushalten, eigenes Ausprobieren zulassen und auch Herausforderungen bieten. Anschließend gemeinsame Reflexion der Erfahrungen inkl. Alternativen Erarbeiten bestätigt die neue Beziehungsqualität. Der junge Mensch erlebt seine Selbstwirksamkeit und stärkt sein Selbstwertgefühl. Um solche Bindungsperson zu sein, braucht es viele persönliche und professionelle Kompetenzen (vgl. ebd.).

3.2 Resilienzförderung

Als Resilienz bezeichnen die Entwicklungsforscher eine psychische Widerstandsfähigkeit eines Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Resiliente Kinder zeichnen sich oft durch hohes Selbstvertrauen, gute soziale Kompetenz und hohe Lernbereitschaft aus (Krenz 2007, S. 178f). Nach Ergebnissen der Resilienzforschung ist davon auszugehen, dass Resilienz eine variable Größe ist und nicht angeboren ist. Es ist eine im Entwicklungsverlauf erworbene Kompetenz die weiter gefördert werden kann (vgl. Bigos 2014, S. 67).

Häufig sind junge Menschen aus der stationären Jugendhilfe extremen psychosozialen Risikofaktoren ausgesetzt. Auch biologische Risiken wie Behinderung, Geschlecht und Erkrankungen können das Risiko für eine Störung erhöhen, verlieren jedoch im Entwicklungsprozess an Bedeutung. Einen größeren Einfluss auf den Entwicklungsverlauf haben familiäre und soziale Risiken, die oft kumulativ auftreten. Zu solchen Stressoren gehören: Trennung oder Scheidung der Eltern, Arbeitslosigkeit, Streit in der Familie, Armut, niedriges Bildungsniveau, sexueller Missbrauch, Misshandlung und Vernachlässigung, psychische Erkrankungen in der Familie, Alkoholmissbrauch, Mobbing unter Gleichaltrigen, außerfamiliäre Unterbringung, große Familie auf kleinem Wohnraum (Bigos 2014, S. 66/ Krenz 2007, S.184).

Resilienzförderung kann effektiv betrieben werden, wenn zum einen die o.g. Risikofaktoren minimiert werden und gleichzeitig die Schutzfaktoren, die die Basis für Resilienz bieten, erzeugt werden. Bei Ermittlung der Schutzfaktoren (protektiven Faktoren) steht die Frage

im Vordergrund, was die gesunde Entwicklung des Kindes schützt, trotz vorhandener Risiken und Belastungen (ressourcenorientierte Sichtweise) (Krenz 2007, S. 185). Eine Unterscheidung von personalen (kindbezogenen), familiären und sozialen (umweltbezogenen) *Ressourcen* in der Resilienzforschung ist üblich, tatsächlich stehen diese Bereiche jedoch in ständiger gegenseitiger Wechselwirkung (Transaktion) (Krenz 2007, S. 186/ Bigos 2014, S. 63 f):

1. **Eigenschaften des Kindes selbst** (z.B. positives Temperament, sicheres Bindungsverhalten, Kommunikationsfähigkeit, aktives Bewältigungsverhalten, positiver Selbstwert)
2. **Familiäre Aspekte** (z.B. klare Strukturen und ein männliches Vorbild für Jungen, Betonung der Unabhängigkeit und weibliches Vorbild für Mädchen, guter sozioökonomischer Status der Familie, stabile Bindung zu mindestens einer Bezugsperson, positives Erziehungsklima)
3. **Bedingungen im sozialen Umfeld** (z.B. gutes Netzwerk von Verwandten, Freunden, Nachbarn, Zugang zu Angeboten des Stadtteils, positive Einstellung zur Schule, Lehrer als Rollenmodell, Kontakte zu Kindern aus stabilen Familien) (ebd.)

Die Grundlagen des Resilienzkonzepts sind die medizinischen Erkenntnisse der *Salutogenese*. Aaron Antonovsky forschte über Entstehen von Wohlbefinden und Gesundheit von Menschen. Die Suche nach Krankheitsursachen (pathogenetischer Ansatz) muss nach Antonovsky durch die Suche nach gesundheitsfördernden Faktoren (salutogenetischer Ansatz) ergänzt werden. Diese Gesundheit erhaltende Faktoren können körperliche Faktoren, Intelligenz, Bewältigungsstrategien, soziale Unterstützung, finanzielle Möglichkeiten oder kulturelle Stabilität sein (Krenz 2007, S. 180). Die Salutogenese brachte in die stark defizitorientierte Humanforschung und Praxis einen Paradigmenwechsel.

Gerade Heimkinder aus problematischen Milieus können soziale Ressourcen in ihrem Umfeld nicht erkennen und nicht für sich nutzen. Für die Lebensbewältigung können jedoch stärkende Einflussfaktoren wie Familie oder Peergroup nicht außer Acht gelassen werden (Bigos 2014, S. 67f). Die Lebensweltorientierung sieht das Kind als Experten seiner Lebenswelt. Mit pädagogischen Mitteln und dem notwendigen Respekt vor individueller Lebensführung können die Ressourcen aus persönlichem, familiärem und sozialem Lebensbereich sichtbar und nachhaltig nutzbar gemacht werden (vgl. ebd.).

3.3 Elternarbeit

Eltern von Heimkindern wurden lange als „Störfaktor“ wahrgenommen. Fachkräfte behaupteten, die positive Entwicklung der Kinder sei durch zu viel Elterneinfluss gefährdet. Im bildungspolitischen Wandel der Sozialen Arbeit ab den 60er und 70er Jahre wurden die Stimmen nach mehr Elternarbeit in der institutionellen Erziehungshilfe laut. Aus den Erkenntnissen der Sozialisationstheorien lässt sich die Notwendigkeit ableiten, am Prozess der Resozialisierung nicht nur den jungen Menschen, sondern auch seine Familie, zu beteiligen. Wie auch der 15. Kinder- und Jugendbericht betont, sind die Entwicklungsabweichungen der jungen Menschen, die durch Hilfen zur Erziehung begleitet werden, vielfach durch die prekären Lebenslagen in ihrem familiären Umfeld begründet. Nach Hilfebeendigung kehren die Heranwachsenden zurück zu ihren Eltern oder in ihr altes Lebensumfeld, ohne dass sich die Situation dort entscheidend verändert hätte (15. Kinder- und Jugendbericht 2017, S. 437). Das ruft nach einer intensiven und konsequenten Elternarbeit, die nicht nur die erzieherischen Kompetenzen der Eltern stärkt, sondern versucht ist, die vorhandenen Ressourcen des Familiensystems zum Abbau der prekären Lebenskonstellationen zu nutzen (vgl. ebd.).

Die Kooperation mit den Eltern ist bei einer lebensweltorientierten Pädagogik essenziell. Den jungen Menschen in seinem Verhalten zu verstehen kann nur gelingen, wenn man ihn im Kontext seiner Lebensverhältnisse versteht (Systemischer Ansatz).

Die aktive Elternarbeit geht über die Arbeit mit dem Kind hinaus und wird von den Fachkräften aus verschiedenen Gründen (Zeitmangel, Stresspotenzial, Kommunikationsstörungen) eher ungern praktiziert. Es kommt manchmal zur Abwertung der Eltern durch die Erzieher, was negative Folgen auf das schon belastete familiäre Verhältnis hat und beim Kind das Selbstbild ungünstig beeinflussen kann (vgl. Wolf 1999, S. 371). Da sich das Kind bzw. der Jugendliche nach dem Umzug ins Heim in einem Loyalitätskonflikt befindet, sollten Kritik und Bewertung der Eltern gegenüber dem Kind vermieden werden. Vertrauensvolle und respektvolle Zusammenarbeit beider Lebensbereiche - Heimerziehung und Familie - fördert auch Entstehung korrigierender Bindungserfahrungen.

Die Zusammenarbeit der Einrichtungen mit den Eltern zum Wohl des Kindes ist gesetzlich in den §§ 32-34 SGB VIII verankert. Die Rückkehr des Kindes in die Ursprungsfamilie ist ein wesentliches Ziel der Heimerziehung (vgl. § 34 Abs. 1 SGB VIII). Beratung und Unterstützung der Eltern, um ihre Erziehungsverantwortung zu verbessern, gehört zu den Aufgaben der Einrichtung. Selbst wenn die Reintegration in die Familie nicht realisierbar ist, ist die Einbeziehung der Eltern in wichtige Entscheidungen aufrechtzuerhalten, solange der Kontakt dem Kindeswohl dienlich ist (vgl. Bigos 2014, S. 88). Elternarbeit im Falle des

Kontaktabbruchs mit den Eltern kann bedeuten, dass der Pädagoge das Kind dabei unterstützt, mit der Situation zurechtzukommen. Die idealisierten oder zu negativen Vorstellungen von der Familie sind zu vermeiden, eine realistische Reflexion der Erfahrungen und ein angemessener Umgang mit Emotionen stehen im Vordergrund (vgl. ebd.).

In der Arbeit mit Eltern muss der Pädagoge damit rechnen, dass die meisten Eltern aufgrund von Eigenproblematik das Fehlverhalten ihrer Kinder nicht in Zusammenhang mit ihrem eigenen Verhalten und der familiären Gesamtsituation bringen können. Bei der Gestaltung der Elternarbeit ist es wichtig, bestimmte grundlegende Umgangsformen zu beachten (ähnlich zu Gesprächsführung nach Rogers):

- Wertschätzende und akzeptierende Haltung den Eltern gegenüber
- Akzeptanz für die Lebensgeschichte der Familie
- Die Funktion als Eltern respektieren
- Den abweichenden Lebensstil als Bewältigung ihrer Probleme verstehen und anerkennen
- Vertrauen als Basis für Offenheit schaffen (vgl. Bigos 2014, S. 87).

Aus der Verantwortung für ihr eigenes Kind können Eltern wichtige Ressourcen entdecken, um stabile und entwicklungsfördernde Lebensumstände zu schaffen und so dem Ziel der Rückführung näher zu kommen (vgl. ebd.).

3.4 Soziale Teilnahmechancen

Auch im Hinblick auf Entstigmatisierung ist eine gemeinwesenorientierte Öffentlichkeitsarbeit von Bedeutung. Sozialräume und institutionelle Bezüge, in denen sich der junge Mensch zwangsläufig bewegt, dienen als Übungsfeld für seine soziale Integration. Mit sozialpädagogischer Begleitung kann der Kriminalisierung oder Ausgrenzung aufgrund von abweichendem Verhalten vorgebeugt werden. Chancen zum Erlernen von gesellschaftsverträglichem Verhalten (z.B. im Verein, Stadtteilzentrum, Freizeitclub) können eröffnet und aufrechterhalten werden (vgl. Böhnisch 2001, S. 183).

In Studien zur Untersuchung der Sozialisationswirkungen von Heimerziehung (vgl. Studie von Hansen 1994/ Bürger 1990 / Tübinger Forschungsgruppe Jule BMFSFJ 1998) wurden als Kriterien sozialer Teilnahmechancen die schulische und berufliche Qualifikation und die Legalbewährung (keine Straftaten) untersucht. Durch schulische Qualifikation kann eine materielle Lebenssicherung oberhalb des Existenzminimums erreicht werden; Legalbewährung schützt vor einer sozialen Ausgrenzung durch gerichtliche Sanktionen (vgl. Gabriel/Winkler 2003, S. 173). In beiden Bereichen konnten Zahlen nachgewiesen werden, die die

Heimerziehung als Beschleuniger für kriminelle Karrieren entlasten. Problem mit Legalverhalten hatten Probanden, die nach der Beendigung der Heimerziehung keine schulische oder berufliche Perspektive besaßen. Das bestärkt die These, dass Qualifikationsvermittlung eine wesentliche „Weichenstellung“ zur Vermittlung sozialer Teilnahmekancen sei (Gabriel/ Winkler 2003, S.174). Die Tübinger Studie zu Leistungen und Grenzen der Heimerziehung bewertet die Probandenergebnisse im Verhältnis zu der Praxis der Jugendämter und Jugendhilfeeinrichtung. Bei etwa 15% bzw. 18% der jungen Menschen kann im stationären Hilfeverlauf die negative Entwicklung nicht verhindert werden. Die Effektivität der Hilfen erhöht sich um ein Vielfaches, wenn die fachlichen Standards eingehalten werden. Die Tübinger Forschungsgruppe deckt Mängel in der Qualität der Hilfeplanung durch die Jugendämter im Verlauf der Hilfe auf, in vielen Fällen wurde die Hilfebeendigung fachlich schlecht vorbereitet und die Elternarbeit von den Einrichtungen nur wenig intensiv betrieben (BMFSFJ 1998/ Gabriel/ Winkler 2003, S. 175). Mit dem Wunsch, Erfolge der Heimerziehung an menschlichen Schicksalen zu messen, gerät man schnell in Fehlinterpretationen. Die Untersuchungsergebnisse sind auch deshalb nicht ultimativ zu verstehen, weil sich nicht nur die Heimerziehungspraxis mit der Zeit verändert, sondern auch die Problembelastung der Heimadressaten. Vorerfahrungen mit ambulanten Alternativen bei vielen Jugendlichen bewirken, dass der junge Mensch – eher verschlossen und misstrauisch dem Hilfeangebot gegenüber - heute später in die Heimerziehung kommt und sich sein Leidensdruck noch erhöht hat, was zu Eskalation von Problemlagen führen kann (Gabriel/ Winkler 2003, S. 176).

Dass sich pädagogische Interventionen heute mehr an den spezifischen Hilfebedarfen der jungen Menschen und ihrer Familien orientieren, kann als ein Vorteil verbucht werden. Durch professionelle Begleitung und Steuerung können die vorhandenen Ressourcen mit den Bedürfnissen ihrer Adressaten in Beziehung gesetzt werden (vgl. ebd.). Besteht die Aussicht auf Wieder-Eingliederung in das ursprüngliche soziale System, so ist es von enormer Bedeutung, die positiven Kontakte aufrechtzuerhalten und zu pflegen. Die sozialraumorientierte Hilfe ermöglicht neue Handlungsmöglichkeiten im Hinblick auf Nutzung vorhandener Ressourcen aus dem nahen Lebensumfeld und kann unnötige Abbrüche (Schule, Freundschaften, Geschwister) vermeiden. Sozialverhalten stabilisierende Alternativorte im Stadtteil mit Präventivcharakter (Jugendtreffs, kirchliche Jugendangebote, Tierheim, Nachbarschaftshilfe) können erschlossen oder reaktiviert werden. Auch Besuche der Orte mit gedankenanregender oder abschreckender Wirkung (Mahnmale, Jugendgefängnis, Polizeifachtag) steigern das Verständnis über gesellschaftliche Strukturen, regen Denkprozesse an und erweitern die Orientierung im eigenen Umfeld. Um berufliche Neigungen und Möglichkeiten zu entdecken sind Besuche von verschiedensten Berufsfeldern und Praktikumsbetrieben hilfreich. Im schulischen Rahmen angebotene Teilhabebegelegenheiten sind

unbedingt zu unterstützen oder begleiten. Je mehr Interaktionsfelder ein Jugendlicher kennenlernt und für sich entdeckt, desto mehr Chancen zur Einübung der Umgangs- und Kommunikationsformen sowie zur Selbsterfahrung als soziales Mitglied der Gemeinschaft ergeben sich für ihn. Nur durch Tun lernt ein Mensch effektiv und nachhaltig. Durch die soziale Interaktion lernt er fürs Leben.

Während des Heimaufenthaltes profitiert der junge Mensch von institutioneller Zusammenarbeit der Einrichtungen untereinander. Dank Vernetzung und Kooperation vieler sozialisatorischen Institutionen (Schulen, Ausbildungsbetriebe, Therapiezentren, Kliniken, Vereine) kann die entsprechende Hilfe zielgerichtet gefunden und auf den Weg gebracht werden. In der Verselbständigungsphase übernehmen die Jugendlichen die Terminverwaltung und sonstige heimübergreifende Organisation für sich selbst.

3.5 Wie kann Heimerziehung eine erfolgreiche Sozialisationsinstanz werden?

Zwar haben Reformen wie Dezentralisierung und Lebensweltorientierung das Image der Heime als autoritäre Aufbewahrungsanstalten verbessert, jedoch ist dadurch der Stein erst ins Rollen gekommen. Ein Rückfall in alte Muster passiert von alleine, für Erhaltung und Entwicklung des neuen Status Quo muss man fokussiert, diszipliniert und ausdauernd kämpfen – das gilt nicht nur in der Suchthilfe oder Verhaltenstherapie, das lässt sich auch auf die Neuorganisation und Neustrukturierung der Institution *Heim* übertragen. Die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte bescheren seitdem vielen Heimkindern bessere, auf sie zugeschnittene Hilfemaßnahmen. Die Berücksichtigung demokratischer Grundwerte im Heimalltag – Partizipation, Verantwortung, Akzeptanz und Wertschätzung – tragen beim Kind während der Heimerziehung und auch danach zu Stärkung des Selbstwertgefühls und des Sozialverhaltens.

Nicht nur psychosoziale (auf das Individuum ausgerichtete) und sozialpolitische (auf Gemeinschaftsfähigkeit ausgerichtete) Änderungen der Erziehungsmethoden, sondern auch Professionalität der Mitarbeiter tragen dazu bei, dass Heimerziehung ein wertvoller Lebens- und Sozialisationsort ist. Fachliche Weiterbildung und reflexive (auch interdisziplinäre) Austauschbereitschaft ist unerlässlich bei immer komplexeren Belastungslagen der Hilfebedürftigen. Ein hohes Maß an Grundwissen in relevanten Bereichen der Erziehungswissenschaft und Re-Sozialisation, allen voran die Beziehungs- und Bindungsbedürfnisse der Kinder und Jugendlichen, sollte ein Heimerzieher verinnerlicht haben. Psychische Stabilität und eine professionelle Haltung sind Voraussetzung für eine qualitative pädagogische Arbeit und müssen deshalb auch im Rahmen der beruflichen Fürsorge gepflegt werden. Gute Personalführung unterstützt die Gesundheit und Arbeitsmoral der Mitarbeiter durch

Berücksichtigung der Regenerationsphasen und geeigneten teambildenden Maßnahmen (vgl. Bigos 2014, S. 69).

Heimerziehung kann von einer Vielfalt an Arbeitsmethoden profitieren und diese zielgenau nach individuellen Bedarfen der Kinder, Jugendlichen und Familien einsetzen. Durch notwendige Kontrollelemente (z.B. Hilfeplanverfahren) und konstruktive und transparente Reflexionsarbeit (z.B. SMART – Methode bei Zielsetzung) kann die Wirkung der Hilfemaßnahme laufend überprüft und optimiert werden. Soweit der institutionelle Rahmen und Organisationsvorgaben der Qualität der Hilfeleistung im Sinne des Klienten dienen, sind sie für institutionelle Sozialisationsarbeit als sinnvoll und notwendig zu akzeptieren. Mit wachem Auge von allen Hilfeakteuren müssen die nachteilhaften und destruktiven Merkmale des institutionellen Handelns, wie z. B. Machtmissbrauch, schädliche Sparmaßnahmen oder Bürokratisierung der Hilfe, angemahnt und beseitigt werden.

Bis heute muss sich Heimerziehung die Zweifel an Effektivität und Effizienz der Hilfeleistung gefallen lassen und mit negativen Assoziationen – möglicherweise als ein Erbe der vergangenen Zeiten – umgehen können. Heimerziehung als Wunderheiler von „ausgegrenzt“ zum „gesellschaftsfähig“ muss zwischen vielen Interessen balancieren und zum Schluss auch noch einen messbaren Erfolg liefern. Unter geltenden wirtschaftspolitischen Strukturen stehen die Hilfeleistungen des Sozialstaats in der Abhängigkeit zu wirtschaftlicher Potenz des Landes. Dank menschenrechtlicher Garantien, die sich in Deutschland vor allem aus dem Grundgesetz ableiten lassen, will die vom Staat geleistete Hilfe jedem die Integration in diese Gesellschaft ermöglichen um ihn am Wirtschaftssystem partizipieren zu lassen, ganz im Sinne der Solidargemeinschaft. Man kann es als zweite Chance verstehen, zu der der Staat sich verpflichtet fühlt aus Gründen der unvermeidlichen gesellschaftlichen Selektionsprozesse (Bildungsselektion, regionale Strukturen oder ungleicher Zugang zu Ressourcen) (vgl. 15. Kinder- und Jugendbericht 2017) und aus der Fürsorgepflicht für das Wohl jedes einzelnen Bürgers.

Es gibt sicher Kinder, die in ihren Familien ungenügenden Fördermöglichkeiten oder schädlichen Entwicklungseinflüssen ausgesetzt sind und für das Hilfesystem (oder andere unterstützende Alternativen) unentdeckt bleiben. Hilfe zu bekommen, eine stimulierende und perspektivschaffende Sozialisationswirklichkeit zu erfahren kann als Glück oder Gerechtigkeitsausgleich empfunden werden. Aus diesem Blickwinkel muss sich Heimerziehung diese Verantwortung und Erwartung bewusst machen. Für traumatisierte und belastete Kinder kann Heimerziehung eine glückliche Wendung in ihrem Leben sein, auch wenn sie es in der Regel genauso wenig wahrhaben wollen, wie die Tatsache, dass sie im Elternhaus „gelitten“ haben. Erfolgreiche Heimerziehung ist individuelle Ressourcenaktivierung. Lebensweltorientierte Pädagogik ermöglicht den Zugang zu verschlossenen Ressourcen, die

das Leben unter gegebenen Verhältnissen erleichtern sollen. Nur im Bewusstsein um eigene Fähigkeiten und Möglichkeiten kann ein junger Mensch in seiner späteren Biographie eigene Erfolge überhaupt erst wahrnehmen und wertschätzen, denn persönlicher Erfolg ist immer subjektiv (vgl. Bigos 2014, S. 71).

Heimerziehung hat nach bisheriger Analyse das notwendige *know how* und auch solide Rahmenbedingungen um eine erfolgreiche Sozialisationsinstanz für schwererziehbare Kinder und Jugendliche zu sein. Bei konkreter Umsetzung kommt es auf die Fachkräfte an, die oft unter hohem psychischem Druck handeln müssen. Die Heimerziehung schafft für benachteiligte junge Menschen gute Sozialisationsbedingungen um ihnen eine Chance zu geben, eine verantwortungsbewusste und gesellschaftsfähige Person zu werden. Kritikpunkte sind wie Misserfolge: aus denen lernt man am besten. Und auch die heutige Heimerziehung ist nicht fehlerfrei. Einige praktische Verbesserungsvorschläge für eine optimierte Heimerziehungshilfe lassen sich wie folgt herausarbeiten (leicht inspiriert von Freigang 1986, S. 178-191):

- Agieren statt reagieren** Aktivitäten haben eine stressvorbeugende Wirkung. Kinder und Jugendliche brauchen körperlichen und geistigen Input. Untätigkeit oder unattraktive Angebote führen zu Frust und Gefühlsstau und verursachen nicht selten „explosivartige Energieentladung“. Der Heimerzieher läuft den Konflikten hinterher, fühlt sich hilflos und verunsichert.
- Aufnahmeverfahren** In diese Phase sollte mehr Zeit und Fachwissen investiert werden. Eine gründlichere Prüfung der Einrichtungseignung kann unnötige Hilfeabbrüche oder negative Hilfeverläufe verhindern. Außerdem hat für die Einrichtungen aus wirtschaftlichen Gründen die Platzbelegung eine höhere Priorität als kompetente Erziehungsarbeit im Einzelfall. Das kann zu Kumulation von besonders schwierigen „Fällen“ in der Einrichtung führen.
- Planung und Zielsetzung** Die Ziele müssen individuell und am konkreten Bedarf des Kindes bzw. Jugendlichen ausgerichtet sein. Für die Zielerreichung ist es sinnvoll, auch das Handlungsvorgehen für die Praxis zu konkretisieren, um den Pädagogen greifbare Vorschläge bereit zu stellen und Handlungsunfähigkeit vorzubeugen. Des Weiteren sollte der Kontrollcharakter des Hilfeplanverfahrens seitens Jugendamtes noch bekräftigt werden,

denn ohne effektive Kontrolle droht der Hilfeprozess sich institutionell zu verselbständigen.

Mitarbeiterfürsorge

Die psychische Stabilität sollte nicht allein der privaten Selbstpflege des Mitarbeiters überlassen werden. Gerade Heimerziehung fordert und belastet die Gesundheit der Pädagogen in hohem Maße. Um robuster und souveräner mit potenziellem und echtem Stress umzugehen müsste es mehr Resilienzstärkende Programme und ähnliche Maßnahmen für Mitarbeiter geben. Zu erwartender Nebeneffekt wäre höhere Arbeitszufriedenheit und niedrigerer Krankheitsstand.

4. Fazit

Die Sozialisationstheorien liefern das Wissen darüber, wie ein Mensch im Laufe seines Lebens seine individuelle Persönlichkeit herausbildet. Er kommt hilflos auf die Welt, ist auf Fürsorge und Liebe seiner Mutter angewiesen, die nicht nur sein Überleben sichert, sondern ihm durch ihre Zuneigung auch emotionale Sicherheit und Vertrauen vermittelt, die Basis für alle späteren menschlichen Beziehungen. Das Kind entwickelt sich in einer für ihn alternativlosen Welt. In der Interaktion mit seinen Bezugspersonen lernt es die Umgangsregeln zu verstehen. Seine Welt erweitert sich mit Übernahme neuer Rollen. Neben Sohn und Bruder, ist er jetzt ein Kita-Kind, Freund, später Schüler, Torwart, Klassensprecher, und sozialisiert sich weiter in institutionellen Bezügen wie Schule, Fußballverein oder Peergroup. Immer in Reibung und Austausch mit anderen Menschen bildet er aufgrund gemachter Erfahrungen seine Fähigkeiten, Einstellungen, Moralvorstellungen aus. Je besser die Sozialisationsbedingungen an seine Bedürfnisse ausgerichtet sind, desto mehr Potenzial kann er bei seiner Persönlichkeitsentwicklung umsetzen. Muss er seine Energie aufwenden um mit Mangel oder Stress klarzukommen, bleibt er weit hinter seinen Möglichkeiten oder bildet ungünstige Bewältigungsstrategien heraus. Defizite nachzuholen und Gewohnheiten abzuändern ist grundsätzlich auch später möglich, jedoch ist eine Veränderung bereits vorhandener und verfestigter Verhaltensweisen sehr schwer.

Um dem Kind entwicklungsfördernde Lernumgebung anzubieten muss die Bezugsperson altersentsprechende Anreize schaffen. Besonders in der frühen Kindheitsphase sind der große Spieltrieb und intrinsische Erkundungslust zu nutzen und gezielte Förderangebote und Selbsterfahrungsmöglichkeiten anzubieten.

In der Pubertät findet im Körper ein hormoneller Umbau statt. Die bisherige Welt gerät ins Wanken. Wer bin ich, was denke ich, was will ich... Die Jugendphase ist aus neuropsychologischer Sicht gut geeignet, alles nochmal zu überdenken und alles neu zu ordnen. Die Orientierung an Gleichaltrigen löst die Orientierung an den Eltern ab. Neue Erlebnisse dienen dem Austesten von gesellschaftlichen sowie persönlichen Grenzen. Die besondere Aufgabe der Jugendpädagogik ist, die jungen Menschen wertvolle und auch korrigierende Erfahrungen sammeln zu lassen und sie vor einem schädlichen Einfluss zu schützen. Ermutigen und begleiten, vertrauen und nur bei Bedarf eingreifen. Starke Erlebnisse mit Premiere-Charakter lösen ein Gefühlschaos aus. Umgang mit Emotionen, impulsgeleitetem Handeln, nicht bedachten Folgen – das alles bedarf einer liebevollen und ehrlichen Begleitung. Die notwendige Offenheit im Umgang miteinander kann nur auf emotionaler Verbundenheit basieren. Nur eine Bindungsperson kann effektiv Halt und Orientierung geben.

Da Heimerziehung oft als nachrangige Hilfe verordnet wird, kommt sie für einige junge Menschen zu spät. Das kann zu Folge haben, dass eine hohe Zahl der aufgenommenen schwersterziehbaren Kinder bzw. Jugendlichen innerhalb einer Wohngruppe zusammenkommt. Das kann eine spannungsgeladene Gruppendynamik auslösen und einen Leistungsabfall bei Mitarbeitern verursachen. Mit Schwierigkeiten und Widerständen in der Heimerziehung ist früher oder später aus verständlichen Gründen bei nahezu allen Heimadressaten zu rechnen: **a/** der junge Mensch hat Ressentiments gegen die Heimunterbringung, die möglicherweise aus bisherigen Erfahrungen mit anderen Hilfen zu Erziehung resultieren, oder **b/** der junge Mensch fühlt sich als Symptomträger schuldig an der Situation, oder **c/** die Auswirkungen der ungünstigen Sozialisationsbedingungen haben bereits nachhaltige, tief verinnerlichte Verhaltensmuster bei ihm verursacht, welche auch „Profis“ vor einige Herausforderungen stellen werden. Nach Analysen der Heimerziehungspraxis sehe ich die Heimerziehung (mehr denn je) in der besten Position, diese verantwortungsvolle Aufgabe zu bewältigen. Der Heimerziehung stehen zahlreichen Möglichkeiten zur pädagogischen Intervention zur Verfügung. In direkter Interaktion kommt es auf einen ehrlichen, empathischen und wertschätzenden Umgang miteinander an. Eine gute Qualität der Beziehung zwischen Kind und Erzieher wirkt sich in jedem Fall positiv auf die Entwicklung des Kindes aus. Mit der Arbeit muss dort begonnen werden, wo das Kind steht. Der Alltag ist das Arbeitsfeld des Erziehers. Die genaue Tagesstruktur und die konstanten Umgangsregeln helfen den jungen Menschen sich zu orientieren und lassen einen Raum für neue Erlebnismöglichkeiten entstehen.

Durch die Umstrukturierungen wie Verkleinerung der Gruppen oder Dezentralisierung und Öffnung kann die Heimerziehung in familienähnlichen Bezügen stattfinden und das soziale Lernen vor Ort realisieren. Das Zusammenleben in der Heimgruppe erfordert einige

Regeln, durch die Rücksichtnahme, Toleranz und Hilfsbereitschaft eingeübt werden können. Im strukturierten Alltag erfahren die Heimkinder Verlässlichkeit durch routinierte Abläufe und Orientierung durch wertstabilen Umgang miteinander. Verhaltensweisen, die als Reaktion auf belastete Familienumstände typisch waren, finden im Rahmen der Heimerziehung keinen Nährboden. Die Distanz zum Problemherd kann zur Aufarbeitung der Probleme genutzt werden. Hier ist der Heimpädagoge mit Fachkompetenzen in den Bereichen Einzelfall- oder Gruppenarbeit gut ausgestattet. Für speziellen Förder- oder Therapiebedarf kann auf Fachkräfte entsprechender Arbeitsbereiche zugegriffen werden.

Jeder Schritt der Hilfe ist am Bedarf des Kindes auszurichten. Eine gute Planung und Zielsetzung bilden den Grundstein für eine gelungene Hilfeleistung. Die Ziele können sich nur an den Interessen und Wünschen des betroffenen jungen Menschen orientieren und leiten das methodische Vorgehen des Pädagogen. Akzeptanz der neuen Lebenssituation durch den jungen Menschen – die durch echtes Interesse und Wertschätzung seiner Person begünstigt wird - ist die Voraussetzung für seine unabdingbare Mitwirkung an dem Hilfeprozess. Nur aus der akzeptierenden und authentischen Haltung des Heimerziehers zum Kind kann eine tragfähige Beziehung entstehen, auf deren Grundlage auch tiefgreifende Einflussmaßnahmen und individuelle Änderungsprozesse möglich sind. Lernen aus Erfahrung hinterlässt besonders in den sensiblen Entwicklungsphasen nachhaltige Eindrücke. Erlebnispädagogik birgt viele kreative Möglichkeiten der Erlebnisgewinnung und sollte als Arbeitsmethode viel mehr Beachtung in der Heimerziehung finden. Sich selbst zu erfahren und mit den Aufgaben zu wachsen ist das, was jeden von uns in der Persönlichkeitsentwicklung nach vorne bringt. Nach dem Partizipationsprinzip sind Beteiligungsangebote zu schaffen, die bei dem jungen Menschen wertvolle Fähigkeiten wie Verantwortungsgefühl, Selbstwertgefühl oder Selbstwirksamkeit schulen. Personen aus dem engsten Umfeld des Kindes oder Jugendlichen sind im Sinne der angestrebten Rückführung an dem Resozialisierungsprozess nicht nur zu beteiligen, sondern bei Erkennen und Nutzen ihrer Ressourcen zu unterstützen.

Der Pädagoge darf nicht zum Einzelkämpfer werden. Bei den hohen Anforderungen an seine Person und seine Fachlichkeit braucht er die institutionellen Unterstützungsmaßnahmen wie etwa Teamzusammenarbeit oder Supervision. Als Arbeitnehmer muss er Wertschätzung und Fürsorge erfahren um seine Arbeit mit dem nötigen Elan und dem gesunden Optimismus produktiv auszuüben. Hier sind die Arbeitsbedingungen, im Hinblick auf Stressminderung und Gesundheitspflege des Fachpersonals, in einigen Punkten noch ausbaufähig. Heimleiter müssten stärker die fachliche und soziale Fortbildung des Einzelnen aber auch des Teams fördern. Offenheit und Hilfsbereitschaft unter den Teammitgliedern muss vorhanden sein, um auch eigene Fehler, Ängste oder Barrieren im interaktiven Handeln mit

Jugendlichen frei zu kommunizieren. Annahme von überindividuell gültigen Arbeitsstrukturen kann für den diensthabenden Heimerzieher im Krisenmodus eine Entlastung bringen (vgl. Freigang 1986, S. 189).

In einer globalisierten Welt ist die Herausforderung auch für die Heimerziehung groß, die Zukunftsentwicklungen zu erkennen und die jungen Menschen auf „ungeahnte“ Probleme der immer komplexer werdenden Gesellschaft vorzubereiten. Der gegenwärtige Stand der Heimerziehung ist gut. Theoretisch verfügt sie über notwendige Werkzeuge um dem Ziel, den benachteiligten Gruppen den Weg in die Gesellschaft zu ebnet und ihre Selbststeuerungsmechanismen zu aktivieren, gerecht zu werden. Praktisch fehlt es stellenweise an Mut und Fantasie, sich anwaltschaftlich und leidenschaftlich für das Wohl und Recht dieser Menschen einzusetzen und auch über den institutionellen „Tellerrand“ hinaus zu schauen. Denn schon heute leben wir in einer globalen Gesellschaft, in der es auf Leistung, Einfluss und Originalität ankommt. Die Starken schreiten zu ihrem persönlichen Erfolg voran, die Schwachen finden keinen Anschluss. Die Solidarität scheint zu schwinden und die Zukunft ist ungewiss. Die Maßstäbe von heute sind schon lange nicht mehr ausreichend, um in der Zukunft den Herausforderungen zu begegnen. Die Entwicklung auf nahezu allen Ebenen nimmt rasant Fahrt auf und bringt ungeahnte Folgen mit sich. Die Heimerziehung muss für einen weiteren Wandel bereit und offen bleiben, denn die heute von der Gesellschaft „abgehängten“ jungen Menschen werden in ihren Zukunftswelten noch kreativere Fähigkeiten benötigen, als wir uns das heute überhaupt vorstellen können. So wie die Entstigmatisierung nicht alleine von der Jugendhilfe bewältigt werden kann, so ist auch der Kampf um die gerechtere Chancenverteilung und Solidarität eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe (vgl. Böhnisch 2001, S. 164). Und wenn die Heimerziehung es schafft, diesen benachteiligten Kindern Optimismus und Zuversicht zu vermitteln, dann ist bereits ein großer Teil der notwendigen Sozialarbeit geleistet.

Literaturverzeichnis

Berger, Peter L./ Luckmann Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 24. Auflage. Frankfurt am Main 2012.

Bigos, Sabrina Isabell: Kinder und Jugendliche in heilpädagogischen Heimen. Biografische Erfahrungen und Spuren der Heimerziehung aus Adressatensicht. Weinheim und Basel 2014.

Böhnisch, Lothar: Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. 2. korrigierte Auflage. Weinheim und München 2001.

Fachlexikon der sozialen Arbeit. Vierte vollständig überarbeitete Auflage. Frankfurt am Main 1997.

Freigang, Werner: Verlegen und Abschieben. Zur Erziehungspraxis im Heim. Weinheim und München 1986.

Gabriel, Thomas/ Winkler, Michael: Heimerziehung. Kontexte und Perspektiven. München 2003.

Grundmann, Matthias: Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz 2006.

Hobmair, Hermann: Psychologie. Troisdorf 1997.

Hurrelmann, Klaus: Einführung in die Sozialisationstheorie. 8. vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel 2002.

Hurrelmann, Klaus/ Bauer, Ullrich: Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung. 11. vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel 2015.

Hurrelmann, Klaus/ Quenzel, Gudrun: Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 12. korrigierte Auflage. Weinheim und Basel 2013.

Hurrelmann, Klaus/ u.a.: Handbuch Sozialisationsforschung. 8. vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim und Basel 2015.

Krenz, Armin: Psychologie für Erzieherinnen und Erzieher. Grundlagen für die Praxis. 1. Auflage. Berlin Düsseldorf Mannheim 2007.

Miller, Alice: Am Anfang war Erziehung. Frankfurt am Main 2008.

Nomos: Gesetze für die Soziale Arbeit. 7. Auflage. Baden-Baden 2018

Northoff, Robert: Sozialisation, Sozialverhalten und Psychosoziale Auffälligkeiten. Eine Einführung in die Bewältigung sozialer Aufgabenstellungen. Weinheim und Basel 2013.

Rätz-Heinisch, Regina/ Schröer, Wolfgang/ Wolff, Mechthild: Lehrbuch Kinder- und Jugendhilfe. Grundlagen, Handlungsfelder, Strukturen und Perspektiven. Weinheim und München 2009.

Thiersch, Hans: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim und München 1986.

Trenczek, Thomas/ Tammen, Britta/ Behlert, Wolfgang/ von Boetticher, Arne: Grundzüge des Rechts. Studienbuch für soziale Berufe. 5. vollständig überarbeitete Auflage. München 2018.

Tschamler, Herbert: Wissenschaftstheorie: Eine Einführung für Pädagogen. Erweiterte und überarbeitete Auflage. Bad Heilbrunn 1996.

Wolf, Klaus: Machtprozesse in der Heimerziehung. Forschung & Praxis in der Sozialen Arbeit. Münster 1999.

Zimmermann, Peter: Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2006.

Zinnecker, Jürgen: Selbstsozialisation – ein Essay über ein aktuelles Konzept. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE), 20, S.272-290. Weinheim 2002.

.....

15. Kinder- und Jugendbericht 2017

4. World Vision Kinderstudie 2018

www.berater-kijuv-hessen.com

www.who.int/mental_health/media/en/30

www.bmfsfj.de/forschungsprojekt-jule :

(Leistungen und Grenzen von Heimerziehung: Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen; Forschungsprojekt Jule / [Hrsg.: BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend]. Dieter Baur; Margarete Finkel; Matthias Hamberger; Axel D. Kühn. Projektleitung: Hans Thiersch. - 1. Aufl. -Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer, 1998 (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Bd. 170))

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken habe ich als solche kenntlich gemacht.

Ort, Datum

Unterschrift